Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O

Neue Folge.—2. Jahrgang. 1. Juni 1902. — Heft 6.

Erlebtes und Erzählte s.

Von G. Deutsch.

Wien. (Rabbiner Dr. David Löwy.) Im hohen Alter von 81 Jahren ist Montag, den 21. dieses Monats, der emeritirte Prediger und Schuldirektor Dr. David Löwy, der sich auch als Schriftsteller einen verdienstvolleu Namen gemacht hat, gestorben. Dr. Löwy absolvierte seine Studien in Prag, leitete sodann die Hauptschulen in Kanitz und Lundenburg und wurde vor nun fast einem halben Jahrhundert nach Wien berufen. Mehr als 25 Jahre wirkte er als Prediger und Religionslehrer in der damals noch kleinen Tempelgemeinde der westlichen Bezirke Mariahilf und Neubau und rief dort zahlreiche Wohlthätigkeits-Anstalten ins Leben, die sich heute noch der größten Blüthe erfreuen. Nicht minder verdienstvoll war sein Wirken im zehnten Bezirk. Sowohl schriftstellerisch als auch publizistisch war er bis in seine letzten Lebenstage thäthig. Als Dr. Löwy im Vorjahre seinen achtzigsten Geburtstag feierte, war er Gegenstand ehrendster Ovationen, und selbst aus Australien und Amerika kamen Glückwunschschreiben. Nach Tausenden zählen seine Schüler, und Viele haben dem würdigen Greise unausgesetzte Beweise treuen Erinnerns gegeben. Vor drei Wochen machten sich bei dem greisen Gelehrten die ersten Anzeichen einer bedenklichen Schwäche geltend, und Montag Abends entschlief er ruhig und ohne Kampf, von seinen Kindern und Enkeln umgeben. Dr. Löwy hinterläßt zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn ist der Schriftsteller und Chef-Redakteur des „Illustrirten Wiener Extrablatt," Herr Julius Löwy.

Das Obige fand ich in der Oesterreichischen Wochenschrift und ähnliche Nekrologe in anderen, sogar in den orthodoxen Blättern, wie in der Jüdischen Presse, und in dem Breslauer jüdischen Volksblatt. Mit tiefem Schmerze empfinde ich bei solcher Gelegenheit die Unsicherheit aller historischen, selbst

der zeitgenössischen Quellen. Als eine Kleinigkeit will ich voranschicken, daß es in Kanitz gar keine Hauptschule gab, denn noch ich, der lange nach Löwys' Wirken die jüdische Volksschule in Kanitz besuchte, mußte nach Nikolsburg gehen, um an der dortigen Hauptschule die Prüfung abzulegen, die mich zum Eintritt in das Gymnasium befähigte. Auch in anderer Beziehung ist dieser Nekrolog „amerikanisch." Löwy war weder Rabbiner noch Doctor. Seine Studien sind gleich denen der meisten seiner Berufsgenossen autodidaktische gewesen. Der Bildungsgang des jüdischen Lehrers jener Zeit war gewöhnlich der, daß er, wenn er die Elementarschule besucht, eventuell auch einige Zeit auf einer Jeschiba zugebracht hatte, zu hofmeistern begann. Fühlte er dann den Lehrberuf in sich, ging er auf ein halbes Jahr oder auf ein Jahr nach der Lehrerbildungsanstalt, und dann begann er mit staatlicher Genehmigung seine Karriere an öffentlichen Schulen. Bei christlichen Schullehrern war es nicht anders. Der Lehrer bildete sich wie der Handwerker durch Anleitung unter einem approbierten Meister als Gehülfe. Bei Juden war aber ein besonderer Idealismus unter den Lehrern. Sie fühlten sich als Kulturträger und waren es auch. Sie kamen in eine Gemeinde, in der die Mehrzahl noch „jüdisch" sprach. Es war daher ihre wesentliche Aufgabe, den „Jargon" auszurotten. Von Schiller und Goethe wußte man nichts, natürlich mit solchen Ausnahmen, wie die ehemaligen Bachurim der Prager Jeschiba, wie ich sie in Josef Löb Brück und Moses Samek geschildert habe, die schon am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Schillers Sendung Moses' mit gläubiger Andacht lasen und über Kotzebues — oder wie mir mein Vater von einem der Bocherim erzählte — über August von Kotzebues Verzweiflung Thränen der Rührung weinten. Die Lehrer vom Schlage Löwys hatten daher zur ersten Aufgabe, Bildung zu verbreiten. Er begann mit seinen Schülerinnen Lessings Emilie Galotti aufzuführen. Als ich ein Kind war, wurde eine junge Dame — sie dürfte heute etwa sechzig Jahre alt sein — Emilia Galotti genannt. Den Eltern war das Eine so gleichgiltig wie das Andere. Sie weinten, wenn sie so einer Aufführung beiwohnten, denn Weinen gehörte zum guten Ton im Ghetto. Folgende Geschichte aus meinen Nikolsburger Erlebnissen wird die Sache illustrieren: Victor Schweinburg, seinerzeit einer von Bismarck's Preßreptilien, und wohl noch jetzt Herausgeber der Berliner „Politische Nachrichten," war der Sohn des Pächters der Mikwe, Kalme Didjes (Jedidjahs). Wie man mir in Berlin mittheilte, erzählt er, sein Vater sei ein Müller gewesen, offenbar, weil wenigstens das Wasser dabei thätig ist. Er war später nach London gegangen, fiel dort wie viele Andere den Missionären in die Hände, wurde getauft und nahm auch einen jüngeren Bruder hinüber, um ihn in die Lehre des Heils einzuführen. Der verstorbene Chief-Rabbi Nathan Adler schrieb an den Nikolsburger Rabbiner, meinen wackeren Lehrer Feuchtwang, und der Letztere ließ Kalme holen, um ihn zu einem Einschreiten zu veranlassen. Kalme aber sagte nur: „Schneid' er sich tausend Kries!" Als aber Kalme noch nicht an dem Seelenheil seines Sohnes verzweifelt hatte, suchte er ihn zu einem frommen Juden zu erziehen und einer meiner Schulkollegen hörte ihn am Jom Kippur seinem Söhnchen mit einem

freundlichen Rippenstoß die Lehre ertheilen: „Warum weinst du nicht, du Mamser ben Hanidda!“

Geweint mußte also im Ghetto bei jeder Gelegenheit werden. Man weinte beim Uneffanne Tokef am Neujahrstage und am Jom Kippur, man weinte bei der Predigt des Rabbiners, bei einer Hochzeit, bei einer Barmizwahfeier und bei einer Schulprüfung, wenn das Töchterlein „Des Feuers Macht“ deklamirte. Auf alle Fälle hatten Lehrer vom Schlage Löwys als Pioniere gewirkt. Sie brachten ihren Schülern eine Idee davon bei, daß es außer den jüdisch-deutschen Erbauungsbüchern auch noch eine Literatur gebe, sie erweckten ein Gefühl für gesellschaftlichen Anstand, für korrekte Sprache und was sonst zum modernen Menschthum gehört. Ihre eigene Bildung war wohl eine sehr oberflächliche, aber dafür arbeiteten sie fleißig an ihrer Selbstbildung und hatten auch als Studenten und Privatlehrer sich in hebräischem Wissen zu vervollkommnen gesucht. So besaß auch Löwy einige Kenntnisse der rabbinischen Literatur, die ihn befähigten, als Prediger aufzutreten. Das gehörte zum guten Tone. Da man auch in Wien und in Prag Prediger hatte, durfte Kanitz nicht zurückbleiben. Den alten Rabbi Trieschet, der schon mehr als zwanzig Jahre im Orte wirkte, konnte man nicht auf die Gasse setzen. So amerikanisirt war man damals noch nicht, und so nahm man einen Oberlehrer auf, der gleichzeitig Prediger sein sollte. Als solcher trat Löwy sein Amt etwa 1852 an. Drei Jahre später wurde er als Lehrer nach Lundenburg berufen. Von dort ging er später als Religionslehrer nach Wien, wo das Gemeindewesen bei dem raschen Wachsthum der jüdischen Bevölkerung nicht recht geregelt war. Er ließ sich in der Vorstadt, jetzt sechster Stadtbezirk, Mariahilf nieder. Ein Religionslehrer war dort nothwendig, weil die Religionsschule der Gemeinde zu weit entfernt war, und gleichzeitig bildete er sich eine Gemeinde, der er als Prediger diente. Ueber seine Leistungen will ich nicht sprechen, da die Urtheile, die ich vernahm, sehr verschieden lauteten; nur das eine weiß ich ganz bestimmt, daß in jener Zeit, wo der Religionsunterricht in den Gymnasien nicht geregelt war und die Schüler bloß ein Zeugniß eines anerkannten Religionslehrers beizubringen hatten, Löwy ein sehr gesuchter Mann war, da er in dem Rufe stand, ohne sich viel zu plagen und die Jungen zu chicanieren, Zeugnisse zu ertheilen. Diese Stelle gab Löwy in den siebziger Jahren auf und zog sich mit einem beträchtlichen Vermögen aus dem Amte zurück, indem er sich mit einem Schwiegersohne als Buchhändler etablierte. Ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung arbeitete er in seinem Laden, der in der Nähe des Leopoldstädter Tempels auf der Praterstraße gelegen war, am Sabbath, stand mit einer brennenden Zigarre im Munde in der Thüre wie einer, der den „Aberglauben“ ostentativ bekämpfen will. Das Geschäft wurde bankerott und der arme Löwy mußte wieder Prediger und jüdischer Schriftsteller werden, wie denn auch sein Abschied aus dieser Stellung kein ganz freiwilliger gewesen war. Unterstützt durch das „D“ seines Vornamens avancierte er sehr schnell zum Doktor, wie das überhaupt bei uns Mode ist, und jetzt ist mit Hilfe der Nekrologe und der rührenden Bemerkungen in den Zeitungen sein Ruhm als gelehrter jüdischer Schriftsteller, als Rabbiner und

Doktor gesichert. Der künftige Geschichtsschreiber kann ihm getrost eine Seite widmen und mancher wackere Jude, der bei gründlichem rabbinischen Wissen, bei mühsam erworbener allgemeiner Bildung sich schlecht und recht als Krämer ernährte oder als Lehrer nicht die Reklamemacherei verstand, ist in das Meer der Vergessenheit versunken, und wieder hat der große Philosoph Koheleth Recht, wenn er sagt: „So sah ich auch Bösewichter in Ehren begraben, und aus dem Heiligthum mußten auswandern die, die rechtschaffen gehandelt hatten. Auch das ist eine Welt des Truges." Natürlich sei dieses Zitat nur in seinen allgemeinen Prinzipien und nicht in jedem Worte verstanden.

Judenthum und seine religiöse Entwickelung im Neunzehnten Jahrhundert.

Von Dr. S. H. Sonneschein.

Abhandlung, gelesen vor der Zentralkonferenz amerikanischer Rabbiner in Philadelphia am 3. Juli 1901.

(Aus dem Englischen übertragen.)

(Schluß.)

Jetzt war die Reform für ihre zweite Hauptaufgabe bereit. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit den lebendigen Tagesfragen zu. Die alten Gefäße des unsterblichen Glaubens waren in einem mehr oder weniger gebrechlichen Zustande. Das religiöse Verhalten im Privatleben war tief gesunken, die Kraft der Institutionen war abgeschwächt. Das alte Gewand war fadenscheinig geworden und wurde nur dürftig durch Flickwerk zusammengehalten. Das alte Banner war in Stücke gerissen worden und bestand nur noch in Fetzen. Ein Fetzen mag ehrwürdig sein, jedoch geziemt es sich dann, ihn gleich einer Fahne hochzuhalten: in den Staub geschleift, wird er zur Schande. Als nun die alte Gleichförmigkeit so mißgestaltet war und der fromme Eifer, der dem alten Rituale inwohnte, sich in eine kalte, mechanische Gewohnheitsübung umgewandelt hatte, da machte sich das moderne Leben geltend, das moderne Leben mit seinen patriotischen und sozialen Bestrebungen und seinem Kunstgefühle, und dies nirgends mit stärkerer Anregung, als unter den jüngst emanzipirten Juden. Der Jude als Vollbürger, seine Frau und seine Kinder konnten nicht mehr länger durch zerschlissene Ghettofesseln und veraltete Gewohnheiten zurückgehalten werden. Die Levitischen Gebräuche waren nicht mehr bindend und der orientalische Starrsinn mußte dem westlichen Frontwechsel nachgeben. Die geistliche Autorität des Schulchan Aruch war nicht mehr zeitgültig, und die neutalmudischen Gängelbänder waren gelockert und in den Wind geschlagen. In seinem alten, immer noch ehrwürdigen Hause in der Judengasse bemühte sich der Jude, dem Ghettobrauch keinen Anstoß zu geben. Die Ehrfurcht vor dem Großvater und die Hochachtung vor dem pa-

triarchalischen Rabbi zügelte sein Verlangen nach freier Bewegung, nach neuer Bildung und nach Anpassen in die neue Ordnung der Dinge. Doch sobald er sich außerhalb der Ghettoschranken befand, trat eine verschiedene, grundverschiedene Stimmung ein. Er athmete freie Luft, ihn umgab nicht mehr das Düster des Mittelalters, und er schüttelte ab den drückenden Alb des obskuren Ritualismus .... Das Erste, das von seinen Schultern fiel, war der Tallith, der Gebetmantel mit den Fransen, dann streifte er von der Hand und der Stirn die Gebetriemen, die Thefillin. Dann entfernte er den kabbalistischen Talisman, die Mesusah, vom Eingange seines Hauses. Diesen folgten die Küchengesetze, die asketischen und alle ultrakonservativen Beschränkungen. Die verknöcherten Rituale und Culte wurden zurückgewiesen, die letzten Spuren des mittelalterlichen Rabbinismus wurden verwischt. Das ganze religiöse Leben des Judenthums im Westen wurde umgestaltet. Die Barmizwahfeier wurde in die Konfirmation umgewandelt. Diese Konfirmation ist keineswegs eine Nachäffung des Kirchensakraments! Der modern-fossile Barmizwahakt vollzieht sich mit mehr Schaugepränge, als der orthodoxe Junge, der in dieser Rolle auftritt, es sich träumen läßt! Die Konfirmation, wie wir sie feiern, bringt die alte Idee eindrücklicher zur Geltung. Indem wir an diesem feierlichen Weiheakte des religiösen Selbstbewußtseins unsere Töchter sowohl wie unsere Söhne theilnehmen lassen, werden wir dem Andenken unserer heimgegangenen Mütter gerecht, deren treue Anhänglichkeit an Israel's Aufgabe oft reiner und größer war, als die Treue der sogar edelsten Vertreter des männlichen Geschlechts! .... Doch kehren wir zu unserer Uebersicht zurück.

Wenn das Dogma seine Autorität verliert, so wird dies immer durch das Unzulängliche des Lehrinhalts veranlaßt. Die Lehre ist der einzig wahre Ankergrund des Glaubens. Der Glaubenssätze mögen gar viele sein, ohne jedoch im Geringsten den echten Glauben zu finden. Hier hat die neue Theologie ihren Haupterfolg errungen. Wenn das Wesentliche unseres jüdischen Glaubens mit der fortgeschrittenen Erkenntniß der Zeit nicht völlig übereinstimmt, so können wir nicht erwarten, auf das religiöse Verhalten unseres Volkes in seiner neuen Umgebung Einfluß auszuüben. Die alte Formel für die messianische Idee, die alten Satzungen über Offenbarung, die alten Grundlagen der Eschatologie, mußten revidirt werden. Und dieses Werk der Revision konnte nur durch die vereinte Rücksichtsnahme von Seiten der vertrauenswerthen Führer unternommen werden. Das war die Anregung zu den drei Konferenzen der thätigsten Reformrabbiner, welche in drei aufeinander folgenden Jahren, 1844, 1845, 1846, stattfanden, kurz vor dem großen Sturmjahre 1848, als mit dem europäischen Feudalsystem für immer aufgeräumt wurde. Allein gerade diese Umwälzung verhinderte die Fortsetzung des Werks, das im Interesse eines systematischen Wiederaufbaus der alten Grenzmarken so ernst begonnen worden war. Es trat 1850 eine Raktion ein, welche die ganze politische Bewegung hemmte. Damit kam auch die religiöse Reformbewegung zu einem temporären Stillstande. Und dennoch, wenn auch hier und da die Orthodoxie sich mit erneuter Kraft zum Kampfe rüstete und eine resolute Taktik in's Werk setzte, so stand es doch

nicht in den Sternen geschrieben, daß der Geist des neunzehnten Jahrhunderts eine dauernde Niederlage erleiden sollte. Der zur Auswanderung gezwungene Revolutionär und der jüdische Reformrabbiner fanden in Amerika ein neues Vaterland!

Und einmal in diesem neuen, gesegneten Heim festgewurzelt, waren der Fortschritt und das Gedeihen eines neuen Judenthums gesichert. Darum ging auch seit 1850 bis auf unsere Zeit die Reform in steten Siegesschritten vorwärts. Im unermüdeten Kampfe gegen die Orthodoxie feierte sie beständig neue Triumphe. Ein Bollwerk nach dem andern wurde demolirt, eine Festung nach der andern wurde erobert. Die hindernden Mauern wurden niedergerissen, und die offene Ebene der uneingeschränkten Religionsfreiheit wurde zum fruchtbaren Boden für das Judenthum, welches sich nicht damit begnügt, das veraltete Ritual zu ändern und die gebrochenen verrosteten Ketten des Ghetto fortzuwerfen, sondern in treuer Erfüllung seiner wahren Mission seine klassische und prophetische Aufgabe wieder übernimmt, die wahre Gottesidee zu entwickeln und den Boden für die Saat einer reinen und praktischen Welt-Ethik urbar zu machen, und dergestalt sogar mit dem fortgeschrittensten und kultivirtesten Flügel der christlichen Kirche mit Erfolg zu wetteifern.

Obwohl unser jüdisch-amerikanischer Gottesdienst und unser religiöses häusliches Leben grundverschieden sind von denen unserer Brüder, welche die Reliquien des europäischen Ghetto mit herüberbrachten, so machen diese dennoch täglich die Erfahrung, daß, wenn es sich darum handelt, die lebendige und die ewig geheiligte Aufgabe Israels zu bethätigen, wir, von der Reformschule, an der Spitze stehen. Wer wagt dies zu läugnen? Wir, von der Reformschule, sind nicht mehr in der Minderheit. Wir bergen nicht mehr unser Licht unter dem Scheffel der Kompromisse und der Zugeständnisse. Wir kämpfen einen offenen Kamf. In der That, wir kämpfen nicht mehr mit Erbitterung. Das Blatt hat sich gewendet. Wir überlassen den bitteren Kampf unseren Freunden in den Reihen der amerikanischen Orthodoxie. Sie stehen jetzt auf dem Punkte, auf dem unsere Pioniere vor fünfundsiebzig Jahren standen.

Wir Alten aus dem neunzehnten Jahrhundert haben die Aufgabe vollendet, jene religiöse Entwickelung des Judenthums zu befördern, welche eine blos pfadfindende Bewegung war. Wir haben die alten offenen Wunden sondirt und das alte, offene Heilmittel erprobt, nämlich das Prinzip: „Ethik ist erhaben über dem Ritual, Wissenschaft erhaben über der Tradition.“ Auch haben wir jene schädlichen Scheidungslinien ausgemerzt, welche den sephardischen Juden von dem deutschen, den englischen von dem polnischen Juden trennten. Wir haben nur einen „Minhag“ unter uns, und das ist der wahre „Minhag America!“ Isaac M. Wise, in der That, baute weiser, als er vielleicht sich selber bewußt war. Seine Lebensaufgabe ist nicht mehr ein Traum, sie ist zur Wirklichkeit geworden!

Allein das neunzehnte Jahrhundert hat dem zwanzigsten ein Vermächtniß hinterlassen. Es sagt zu seinem so gut vorbereiteten Nachfolger: „Ich war der Pfadfinder, sei du der Friedensstifter!“ Der Genius der Reform,

auf der Scheidegrenze zwiſchen beiden ſtehend, ſagt zum neunzehnten Jahrhundert: „Es war nicht deine Aufgabe, mein Werk zu vollenden!“ Und zu dem jetzt anbrechenden zwanzigſten Jahrhundert ſpricht er leiſe: „Und dir liegt noch die Pflicht ob, dies begonnene Werk fortzuſetzen!“

Wir Alten haben, mit größerem oder geringerem Ernſte, verſucht, den uns zugewieſenen Theil auszuführen. Ihr jüngeren Rabbiner, verſucht es, uns zu übertreffen! Je mehr es euch gelingt, deſto mehr wollen wir euch ſegnen, wenn wir nicht mehr unter euch weilen. Doch es muß euch gelingen, damit nicht jemand in ſpäteren Tagen eine Abhandlung über „die *irreligiöſe* Entwickelung des Judenthums im zwanzigſten Jahrhundert“ vorzuleſen habe! Sollte es ſo weit kommen? Nein! nie und nimmer!

Die Reform, welche jetzt ihre höchſte Stufe erklimmt, kann nicht vorſichtig genug ſein bei jedem Schritte, den ſie thut. Nur ein ſicheres, ſorgfältiges Vorwärtsſchreiten führt zum gewünſchten Ziele.

Geſtattet mir, am Schluſſe meiner kurzen Ueberſicht in wenigen genauen, bedeutungsvollen Worten auf die wichtigſten und ſchwierigſten Punkte der Reform, oder vielmehr der Wiederherſtellung, hinzuweiſen, welche das zwanzigſte Jahrhundert noch zu vollenden hat:

1. Befördert, erhöht und vertiefet die Gottesidee! Die ſogenannte „moniſtiſche“ *Weltanſchauung* in ſo weit ſie vermittelſt der jüdiſchen Philoſophie gutgeheißen wird, iſt in Wirklichkeit viel ſtärker, als der alte verſchrobene Dualismus von „Geiſt und Stoff,“ und vereinigt ſich mit unſerm feſten, unwiderlegbaren Glauben an den Ewigen, den Gott Israels und der Menſchheit beſſer, als man anzunehmen geneigt iſt.

2. Befreit den Sabbat, den Sabbat des ſiebenten Tages, von den Feſſeln der übel angebrachten rabbiniſch-caſuiſtiſchen Strenge und Disziplin. Es gibt einen Schlüſſel, durch den wir das Schloß öffnen können, ohne das Schloß zu brechen. Wir müſſen denſelben jedoch ſuchen.

3. Lehret, und lehret mit Nachdruck, die größte aller Reformlehren, und dieſe iſt: Freiheit iſt nicht Lizenz, und Unabhängigkeit iſt nicht Gleichgiltigkeit. Studirt die Vergangenheit und würdigt ihre Mahnung.

4. Verlaſſet die Methode der Nachahmung! Stehet auf eurem ureigenen heiligen Boden! Größere Kraft, größere Schönheit und größere Lebensfähigkeit ſind in unſeren eigenen Inſtitutionen und Organiſationen, als in allem geborgten Flitter und in allem vergänglichen morſchen Modetand!

Gott ſegne euch!

Es gibt Menſchen, die das Geld höher ſchätzen, als Leben und Geſundheit (Berachot 61 b)

Wer die Wiſſenſchaft ihrer ſelbſt willen pflegt, dem wird ſie zur Lebensquelle; wer ſich ihr jedoch aus ſchnödem Eigennutz widmet, dem wird ſie zur Giftquelle (Taanit 7 a).

Der Lenz.

So oft der milde Lenz uns sonnenheiter lacht,
Und so viel hohe Lieder Menschen ihm gebracht, —
So singt doch niemand, wenn die Tage länger,
So lustig, wie in Lüften hoch, die Sänger.

So treffend mancher Prediger zu Herzen spricht,
Und so durch Wärme auch dem Geiste spendet Licht; —
So warm und klar vermag niemand zu sprechen,
Wie Lenz, wenn sich die trüben Wolken brechen.

So reizend eines Künstlers Farbenspiel entzückt,
So es naturgetreu der Phantasie geglückt; —
So kann auf Erden niemand schöner malen,
Wie Meister Lenz mit seinen Sonnenstrahlen.

⚜ ⚜ ⚜

Wann wird der Erlöser kommen?

(משיח)

Religiöse Forscher meinen, der Erlöser
Werde nicht erscheinen an dem Freudentag,
Wenn die Menschen alle gut, kein einziger Böser
Mehr erregen dürfte eine „Judenfrag'" —

Hat doch diese Frage Gott, das ewige Wesen,
Schon am Sinai mit Donnerblitz gelöst: —
Von des Glaubens Schwankung sollten wir genesen,
Da der Staubgeborne bald zu Staub verwest.

Himmlisch mochten die Gebote und Gesetze
Nicht für Israel allein gegeben sein,
Denn die heiligen Geistes-, sowie Herzensschätze
Mußten die gesammte Menschenwelt erfreu'n.

Doch die Heiden damals konnten nicht ergötzen
Sich an dem, was ihnen schien als leerer Wahn,
Abergläubisch hielten fest sie an den Götzen,
Nur der Jude nahm die Zehngebote an.

Später sehnten sich die Völker auch nach Klarheit,
Es entstand — nach uns — die Tochterreligion,
Ja, sie glaubten ebenfalls an Gott und Wahrheit,
Hatten selbst vom Jenseits schwache Ahnung schon.

Aber phantasienstarke Märchenahnung
Trübte, weitverzweigt, den Erdenfriedensinn,
Heute herrscht noch Konfessionshaß, trotz Ermahnung,
Ach, geduldig nehmen wir oft Kränkung hin.

Schweige, Israel, vertraue deiner Sendung,
Bis Jerusalem wird wieder trautes Heim;
Nicht von Zionisten jetzt erwarte Wendung,
Gott läßt einst ersprießen den Erlösungskeim.

Louis Schwartz.

Die Rabbiner-Conferenz in New Orleans, 5—10. Mai 1902.

Unſere modernen Verkehrsmittel haben ſich ſo ungemein raſch vervollkommnet, daß ſelbſt der Bewohner des abgelegenſten Dorfes mit der ganzen Welt in Kontakt ſteht. Hat ſich eine Kataſtrophe in Weſtindien ereignet oder ſtrecken die Buren nach dreijährigem Verzweiflungskampfe die Waffen, ſo weiß es der Hinterwäldler am nächſten Tage, während er vor zwei Generationen von der ganzen Sache ſein Leben lang nichts erfahren und darum von der Exiſtenz Weſtindiens, von Vulkanen und Buren in ſeinem ganzen Leben nichts gewußt hätte. Die nächſte Folge dieſer Kulturentwicklung iſt, daß Ereigniſſe ſehr aufregend ſein müſſen, um unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Iſt das nun einmal nicht der Fall, bewegen ſich Ereigniſſe in ausgefahrenem Geleiſe, in normaler Entwicklung, dann finden wir ſie unbedeutend und fragen: Was thun dieſe Menſchen eigentlich? Anderſeits wollen die Zeitungsmänner dieſem Bedürfniſſe nach ſenſationellem Neuigkeitsſtoffe zu Hilfe kommen und erfinden. Das war das Schickſal der letzten Rabbinerverſammlung.

Zur Orientirung der Leſer ſei geſagt, daß die „Central Conference of American Rabbis" im Jahre 1889 ins Leben gerufen wurde und ihre Schöpfung der unermüdlichen Thätigkeit und dem organiſatoriſchen Genius des unvergeßlichen Iſaac M. Wiſe verdankt. Ihr Zweck war, freundſchaftlichen Verkehr zwiſchen Berufsgenoſſen zu vermitteln, wiſſenſchaftliche Arbeiten zu fördern und wichtige Zeitfragen auf praktiſch-religiöſem Gebiete ſo zu regeln, daß einheitliches Vorgehen ermöglicht werde.

Auf der Verſammlung in New Orleans wurden vier Vorträge gehalten, über die Aufgaben der modernen Religionsſchule, über den Sabbath, über Bibel und moderne Wiſſenſchaft und über die Heranziehung indifferenter Elemente zum aktiven Gemeindeleben. Typiſch für unſer Judenthum iſt der Umſtand, daß gerade die Sabbathfrage am meiſten Aufſehen erregte und daß die Zeitungsreporter mit ihrer feinen Witterung für das Senſationelle ſich gerade dieſen Punkt auserſahen, um die Neuigkeit zu verbreiten, die amerikaniſchen Rabbiner wollten den Sabbath auf den Sonntag verlegen. Zur Aufklärung ſei ſofort bemerkt, daß weder ein ſolcher Beſchluß gefaßt, noch auch ein derartiger Antrag geſtellt wurde. Die Diskuſſion über dieſen Punkt war ganz akademiſch. Rabbiner Voorſanger aus San Francisco hielt einen Vortrag über die Sabbathfrage, in der er, ohne ein Heilmittel vorzuſchlagen, die ökonomiſchen Schwierigkeiten, die ſich einer richtigen Sabbathfeier in unſeren Tagen in den Weg ſtellen, darlegte. Er ſchloß daran die Bemerkung, daß die Sabbathfeier ſich auf die Synagoge beſchränke und daß der Beſuch des Gottesdienſtes in ſteter Abnahme ſei. Als praktiſches Reſultat ſeiner Ausführungen verlangte er die Einſetzung eines Kommittees zum Studium der Frage, was von Seiten der Rabbiner geſchehen könne, um eine Beſſerung der gerügten Verhältniſſe herbeizuführen. In der Diskuſſion über dieſe Frage zeigten ſich zwei Hauptrichtungen. Die eine verlangte ein Wirken

des Rabbiners zur Wiederbelebung des traditionellen Sabbaths — und diese Richtung hatte die ausgesprochene Majorität — während die andere, unter der Behauptung, daß eine Wiederbelebung des traditionellen Sabbaths unmöglich sei, die Pflege, respektive Einführung eines Sonntagsgottesdienstes verlangte. Von keiner Seite — und das sei hier besonders hervorgehoben — wurde die offizielle Aufhebung des traditionellen Sabbaths angeregt. Ueber solche Synodalthorheiten ist das amerikanische Reformjudenthum schon lange hinaus, diese haben sich jetzt zu den Orthodoxen geflüchtet, wie erst neulich ein Rabbiner in Cairo einen Aufruf zu einem Weltkongreß der orthodoxen Rabbiner erließ.

Die Frage über die Stellung des modernen Menschen zur Bibel wurde von Rabbiner Dr. Sale in ausführlicher, formell vollendeter und gründlich durchdachter Rede behandelt. Moderne Anschauung hat unsere Stellung zur Bibel wesentlich beeinflußt. Der allgemeinen wissenschaftlichen Methode, Angaben zuerst auf ihre inneren und äußeren Gründe zu prüfen, kann sich die Bibel nicht entziehen. Wenn uns berichtet wird, daß der Schatten an der Sonnenuhr des Achas auf Befehl des Propheten fünfzehn Grade rückwärts ging, so muß jeder Bibelleser, der orthodoxe wie der liberale, sich mit der Frage befassen, wie und ob so eine Thatsache möglich sei. Noch viel wesentlicher sind die Untersuchungen der inneren Fragen. Hat zu Zeiten Moses' schon ein regelmäßig eingerichteter priesterlicher Opferdienst mit einer hierarchisch gegliederten Priesterkaste bestanden, wie kommt es, daß zu Zeiten Samuels der Prophet oder auch jeder Familienvater Opferhandlungen vollzieht und zu Zeiten König Davids von einem Oberpriester und einem Zentralheiligthum nichts bekannt ist? Es giebt nur zwei Auswege: Man muß entweder auf dem Wege künstlicher Harmonisierung die Widersprüche hinwegzuinterpretieren suchen oder man muß eingestehen, daß hier verschiedene Quellen aus verschiedenen Zeiteu vorliegen. Wie würden wir Fragen neutestamentlicher Kritik behandeln? Wenn uns an einer Stelle erzählt wird, daß Johannes der Täufer in seinen letzten Tagen aus dem Gefängniß Boten an Jesus schickte mit der Frage, ob er der versprochene Erlöser sei, so läßt das keine andere Auslegung zu, als daß Johannes Jesus noch nicht gekannt haben muß. Wenn uns aber auf einer anderen Seite wieder mitgetheilt wird, Johannes habe bei der Taufe Jesu den Himmel sich öffnen sehen und die göttliche Stimme ausrufen hören: „Das ist mein geliebter Sohn," so liegt hier ein Widerspruch vor. Ein dogmatisch beeinflußter Christ, der die Existenz eines Widerspruches nicht zugeben will, wird sich damit behelfen, anzunehmen, daß Johannes an der Sendung Jesu irre geworden sei. Der dogmatisch unabhängige Kritiker wird das unmöglich finden, weil erstens aus dem Zusammenhange klar hervorgeht, daß Johannes zum erstenmal im Kerker von dem Auftreten Jesu hörte und weil es ferner unmöglich wäre, daß Johannes, wenn er thatsächlich bei der Taufe Jesu den Himmel sich öffnen sah, den Glauben an Jesus verloren hätte, denn, wenn selbst geschehene Wunder keine dauernde Beweiskraft haben, wie soll eine solche dann erzählten Wundern zukommen? Werden wir nun ohne Zweifel eine solche Methode für die allgemeine historische Kritik für berechtigt halten, so können wir sie sicherlich

für die alttestamentliche Kritik nicht ganz abweisen. Die Bedeutung der Bibel liegt nicht in der Geschichtlichkeit der in ihr erzählten Thatsachen, sondern in ihrem ethischen Lehrgehalte. Der Ausdruck des auf Gott gerichteten Gemüthes, der mit unerreichter Meisterschaft sich in den Psalmen zeigt, ist davon nicht abhängig, daß David die Psalmen geschrieben hat, und die durch das Buch Dauiel sich durchziehende Lehre, welche gegen die blinde Anbetung des äußeren Erfolges sich richtet, wird in ihrer für die Menschheit unvergänglichen Bedeutung nicht im Entferntesten davon berührt, daß das Buch ein historischer Roman ist, geschrieben 164 v. Chr., während der Autor prätendiert, zur Zeit des persischen Königs Darius zu schreiben, also sich um fast vier Jahrhunderte antedatiert.

Von mehr praktischer Bedeutung war die neuerliche Behandlung der Frage über die Erweiterung der Aktivität im Gemeindeleben, eine typisch amerikanische Frage. Neulich lasen wir von einem bis zur obersten Instanz hinaufgetriebenen Prozesse eines im Sommer in Karlsbad ansässigen Arztes gegen die dortige Gemeinde, die ihn zur Steuerzahlung heranziehen wollte. Der Prozeß wurde zu Gunsten der Gemeinde entschieden. In Amerika ist nun eine solche Ingerenz des Staates ausgeschlossen; jede Gemeinde ist bloß auf dem Vereinsrechte aufgebaut. So kommt es denn oft genug vor, daß Leute, die wohl in der Lage wären, eine Gemeinde materiell zu unterstützen, sich dieser Pflicht entziehen und dabei doch die Institute der Gemeinde im Falle eines Todes oder bei einer Trauung in Anspruch nehmen. Was soll man nun thun? Soll man gegen sie mit Boycott vorgehen? Das scheint irreligiös und könnte am Ende zu dem Gegentheil führen. Auch ist es bei dem Mangel einer Gesammtorganisation des Judenthums kaum durchführbar, denn es wird immer Gemeinden geben, die sich einem solchen Gesetze nicht fügen. So kann denn auch diese Frage nur von dem Gesichtspunkte des Meinungsaustausches besprochen werden, ohne definitiv entschieden zu werden. Das führt uns zu einem prinzipiellen Punkte: Rabbinerversammlungen, wenn sie regelmäßig wiederkehren sollen, können nicht jedesmal weltbewegende Ereignisse zu Tage fördern. Der gesündeste Fortschritt ist der, welcher sich in regelmäßiger Entwickelung und nicht, welcher sich in sprunghafter Revolution vollzieht.

Von großer Bedeutung ist auch die beispiellose Gastfreundlichkeit, welche die Judenschaft New Orleans' der Rabbinerversammlung entgegengebracht hat. Sie beweist, daß in unserem Publikum noch immer trotz allen Geschreies über den herrschenden Materialismus der ideale Sinn für die Güter der Religion vorhanden ist.

Rabbi Abbahu und R. Chija bar Abba trafen gleichzeitig an einem Orte in Palästina ein und hielten daselbst Vorträge: der erstere haggadische (über praktische Ethik), der andere halachisch-gesetzliche. R. Abbahu's Vorträge waren gut besucht, während bei denen des R. Chija nur eine geringe Zahl von Zuhörern sich einfand. Dies kränkte den großen Gelehrten, doch sein Kollege R. Abbahu heiterte ihn mit folgenden Worten auf: „Uns beiden ergeht es, wie zwei Kaufleuten, von denen einer kostbare Edelsteine, der andere Flitterkram zum Verkaufe anbietet. Um wen drängen sich die Kunden? Sicherlich um den letzteren, um Flitterkram einzukaufen (Sotah 40 a).

Verschiedene Schlüsse.

Du fragst mich, warum von den Deinen
Verschiedene Schlüsse ich hab',
Obzwar dieselben Probleme
Der Meister zu lösen uns gab?

Wohl sind es dieselben Probleme,
Der Schluß bleibt verschieden zumal:
Wir rechnen mit anderen Werthen,
Ob Zahl auch stets gleichet der Zahl.

Addirst Du Genuß zum Momente,
Zum flüchtigsten Bruchtheil der Zeit,
Addir ich die Pflicht, die erfüllte,
Zur Einheit der Ewigkeit.

Louise Mannheimer.

Die „Loosungen" der Brüdergemeinde.

Es wird der „Frankfurter Zeitung" geschrieben: Die Erinnerung an Graf Zinzendorf, zweihundert Jahre nach seinem Geburtstage, läßt auch an die „Loosungen" denken, die bis heute bei den Frommen beliebt geblieben sind und auf die sogar Bismarck Gewicht gelegt haben soll. Zinzendorf führte sie 1728 ein, 1732 wurden sie zum ersten Male gedruckt. Für jeden Tag im Jahre wurde ein Bibelspruch aus dem Alten Testament durch Loos gezogen, daher der Name Loosung, dazu wurde dann ein Gesangbuchvers gefügt, der inhaltlich dazu passen sollte, aber oft nicht passen wollte. Der zweite Theil des Büchleins enthält Texte aus dem Neuen Testament. Diese Loosungen dürften der Anfang von dem gewesen sein, was wir heute auf unseren frommen oder weltlichen Adreßkalendern unter dem Datum gedruckt finden; sie waren aber nicht nur eine Quelle der Erbauung oder des Aberglaubens für Viele, die sich durch diese zufälligen Tagesloosungen in ihren Entschlüssen leiten ließen, sondern sie dienten auch oft den Spöttern zur Erheiterung. Die Zusammenstellung der ausgeloosten Sprüche und der Gesangbuchverse ergab gar oft argen Unsinn. M. Cunow, ein ehemaliger Herrnhuter, auf ihrer theologischen Anstalt gebildet, hat 1839 solche Zusammenstellungen herausgegeben, und einige Proben mögen uns heute noch belustigen:

1. Adam, wo bist du, was machst du?
   Ich zieh mich auf den Sabbath an,
   So eilig als ich immer kann.
2. Salomo hatte siebenhundert Weiber.
   Eins bitt' ich vom Herrn.
3. Eli war ein fetter Mann.
   Ein Vorbild bist du mir,
   Ich bilde mich nach dir.
4. Und er nahm ein Messer und theilte sein Kebsweib in zwölf Stücke und sendete sie an alle Grenzen Israels.
   Ich bitt' dich um ein Stück.
5. Der Igel wird auch daselbst nisten.
   Drück ihn an dein Herze, an deine Wunden.
6. Zicklein werden sich da lagern, und Strauße werden da wohnen, und Eulen in ihren Palästen singen.
   Das Chor der lieben Engelein
   Stimmt ohne Zweifel auch mit ein.
7. Und sie aßen und wurden alle satt.
   Das ist der große Zweck.

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von S. H. Sonneschein.

„Ich werde erforscht bei denen, die nicht nach mir frugen, und werde gefunden bei solchen, die mich gar nicht gesucht.“ (Jesaiah 65, 1.)

Gerade die Agnostiker des so eben angetretenen Jahrhunderts sind die „unbewußten“ Gottsucher und Gottfinder! Ohne es zu wissen, sind sie auf dem richtigen Wege, und ohne auch nur im Geringsten nach ihm zu fragen, werden sie sein Wesen erkennen. So wie die „neue Welt“ so zu sagen ganz zufällig von Columbus auf dem Seewege nach Indien entdeckt worden, und doch recht ureigentlich und geologisch noch viel älter ist wie das alte Europa — genau so ist der vermeintlich neue Gott der ethischen Cultur der alte, ewige Gott Jehovah der jüdischen Propheten. Nur wissen das allerdings die ethischen Leutchen nicht. Auf Adler's Fittigen kehren diese abtrünnigen Juden nicht zu Gott zurück. Das wird von einem ganz anderen, viel klarer sehenden Führer besorgt werden!

„Wenn's eine Wahrheit ist, warum im Gleichniß reden, wenn ein bloßes Symbol, warum eine volle Wahrheit daraus machen? Thatsache aber ist es doch. Denn alle Wahrheit ist blos ein Gleichniß!“ (Sanhedrin 92b.)

Ich lasse zuerst Goethe hier das Wort führen. Kurz, klar und bündig. Erst den jungen Goethe: „Es sagen's aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage jedes in seiner Sprache. Warum nicht ich in der meinen?“

Dann der alte Goethe: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß!“

Doch zuletzt habe der große Dulder-Poet der heiligen Schrift das Wort und das Wort spricht zum Rechten: „Siehe, was kann ich Leichtfertiger dir wett machen? Ich muß den Mund halten.“ —

Also, es bleibt beim Alten. Je weniger man vom lieben Gott spricht, sei's im Gleichniß, sei's in metaphysischen Speculiren, desto näher kömmt man der Wahrheit. Die Wahrheit spricht für sich selbst. Gott ist! Und das ist mehr als hinreichend!

„Die neuen Götter sind's, die aus der unmittelbaren Nähe herrühren! Euere Väter hatten keine Angst vor ihnen.“ (Deuteron. 33, 17.)

„Hypnotismus,“ „Christian Science,“ und wie all das dumme Zeug noch heißen mag! Welcher vernünftige Jude schenkt solchen Dingen irgend welche ernste Aufmerksamkeit?! Lasset die überschnappte Decadenz, lasset die Halbnarren, die sich an ihrem eigenen Genius blind gesehen, diesen modischen Tollheiten offen oder verschämt huldigen. Wir Alten bleiben beim Alten!

Bernfeld's neue deutsche Uebersetzung der heiligen Schrift. *)

Von S. H. Sonneschein.

Der gelehrte und feinsinnige Uebersetzer sagt es selbst in seiner Vorrede mit Fug und Recht: „Unsere Arbeit ist sinngemäß und wortgetreu, freilich nicht sklavisch dem Buchstaben folgend. Wir haben Gewicht gelegt auf die Lesbarkeit und Verständlichkeit unserer Uebersetzung. — Dieser, für eine unter allen Umständen nöthig gewordenen neuen Translation der hebräischen Bibel (auf das Aramäische legt niemand mehr sonderlich Gewicht) gebotenen Richtschnur hat Dr. Bernfeld voll Rechnung getragen. Das deutsche Idiom in seiner classischen und feingeschliffenen Eleganz, wie in seiner rein völklichen, unentwegten Geradheit ist auf jeder Seite wie in jedem Satze die vollste Gerechtigkeit widerfahren. Kein noch so scrupulöser oder krittelnder Schulmeister von Beruf und maßgebendem Talent wird an dieser neuen deutschen Bibel-Textur auch nur das Geringste auszusetzen haben. Glatte, klare, reingehaltene Diction; innig vertrautes Eindringen in jeden noch so schwierigen Zusammenhang; eine treuherzige, echt jüdische Pietät für jedes textlich-massoretische Problem: das alles hat der Autor nicht blos versprochen, sondern auch redlich und gewissenhaft gehalten, wie sich das doch von einem längst erprobten, gediegenen Schriftgelehrten nicht anders erwarten läßt.

Aber kein Buch ist ganz makellos. Selbst die Urbibel ist nicht von einzelnen Schattenpunkten freizusprechen. Wie erst eine der Urschrift um mindestens 1800 Jahre rückständige Uebertragung in unser geliebtes Deutsch! Damit sei aber nicht gesagt, daß mit Dr. Bernfeld in diesen Zeilen streng in's Gericht gegangen werden soll. Fällt mir gar nicht ein! Uebersetzen, frei und richtig übersetzen ist viel schwerer als bloße flüchtige Kritik üben! Ich bin auch gar nicht flüchtig. Seit drei Monaten habe ich, wenn auch nicht „Tag und Nacht," doch sehr oft und recht gründlich in diesem neuesten deutschen Schriftthum der vierundzwanzig Bücher gelesen. Und ich kam zu dem nicht dem Uebersetzer, sondern dem Verleger vorzuwerfenden Resultat: „Das Werk leidet an gar zu vielen Flüchtigkeitsfehlern!" Dr. Bernfeld ist meines doch immerhin ein klein wenig maßgeblichen Erachtens nach, von seiner Buchhandlungsfirma, mehr als erlaubt, überhastet worden. Das will ich in meinem Nächsten beweisen.

Es gibt nur zweierlei Unbotmäßigkeiten auf dem Gebiete der modernen jüdischen Literatur. Entweder die Flüchtigkeit des jüdischen Tagesschriftstellers, der während der ganzen Woche auch noch andere

*) Calvary & Co., Berlin, 1902. Groß 8°, XXXIV, 88 Seiten.

„Dayges" hat, als für das Blatt oder Blätlchen zu schreiben, in dessen Ehrensold er steht; oder der Zwang für ein mehr oder weniger reichseliges Honorar, um die und die Zeit so und so viel Preßfutter zu liefern! Haltet Umschau und Einkehr in Amerika wie in Europa und Ihr werdet diese Auffassung der Dinge sofort zu würdigen wissen? —
(Fortsetzung folgt.)

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Dem scheintodten Sabbath einen Todtenschein ausstellen: dazu werden sich niemals die Rabbiner überreden lassen. Die paar jungen Hitzköpfe werden binnen Kurzem auch gelernt haben, daß eine momentane Abspannung der Lebenskraft mit dem darauf folgenden tiefen Schlaf nichts anderes ist, als der Vorläufer einer neuen Anspannung der alten Kräfte, und zwar für die Dauer! Momente in der jüdischen Geschichte sind blos Ewigkeitssecunden, und solche Secunden dauern ja immer Jahrhunderte. Darum, nur immer hübsch aushalten!

Wenn die Alten brummen
Wie die Jungen summen,
Dann ist's wirklich streng geboten,
Daß man sie allesammt nach Noten
Zu edleren Harmonien zwinge,
Damit das alte Lied noch schöner klinge:
Das Lied von Gottes Macht und Wahrheit,
Von Opfermuth und Glaubensklarheit.
„Mein Sieg und auch mein Sang ist Gott!"
So klang's der Heidenwelt zum Spott
In Israel's Hymnus, dem uralten —
Und solcher Stolz kann nie erkalten!
D'rum laßt sie nur ruhig weiter schwätzen
In ihrem Eigendünkel und Selbstergötzen;
Der Sonntagsgötze bleibt nach wie vor
Ein Ding mit blindem Aug' und taubem Ohr!
Was ein echter Jude, kriecht nicht zu Kreuz,
Sei die Lockung noch so süß und stark der Reiz.
Wir bleiben bei der holden Sabbathbraut,
Unserm Dornröschen lieb und wonnetraut!

Wenn die Erde bebt und Vulkane rasen, so beben und rasen auch die Erdenkinder. Wenn aber dann die Himmelsveste in ihrer Bläue und Treue auf uns herniederblickt, so fassen wir neuen Muth und schöpfen neue Kraft. Muth zum Leben und Kraft zum Geben!

Wer ist weise? Der von Jedem Lehre annimmt. Wer ist stark? Der seine Leidenschaften bezwingt. Wer ist reich? Der mit dem, was ihm Gott beschieden, zufrieden ist. Wer ist achtungswerth? Der seinen Nebenmenschen achtet (Aboth 4,1). S. M.

Amerikanisches Judenthum.

Eindrücke und Ansichten eines Einzelstehenden.*)

I.

Meine erste Bekanntschaft mit amerikanischer Reform machte ich in meinem fünfzehnten Lebensjahre, als meine Eltern in eine der größeren Städte zogen. Da war eine kleine orthodoxe und eine große Reform-Gemeinde. Letztere entließ eben ihren „Rabbiner," einen herzensguten, wenn auch nicht gelehrten Mann, und hörte Probepredigten. Viele Gemeindemitglieder hielten einen koscheren Haushalt; Gottesdienst wurde nur am Sabbath und ersten Tage der Feste gehalten, mit Orgel und christlichem Chor, aus einem abgekürzten Gebetbuche, aber bedeckten Hauptes. Einige Zeit vorher, sagt man, frug eine Frau den Herrn Rabbiner eine „Scheile" wegen einer Gans. „Ja, meine liebe Freundin," antwortete der Herr, „mein Küchenbuch habe ich längst beiseite gelegt;" aus dem Gesetzbuche konnte der Gelehrte leider nicht lesen. — Nun kamen aus allen Theilen Amerika's die Herren Kandidaten; der Eine befürwortete Weiterschreiten im Reformiren, man braucht das Haupt beim Gebet nicht zu bedecken. „Na, die Hüt' nehme mer oßer nit ab, des is schur" (sure, sicher). Das Volk bleibt einmal konservativ. Der Andere meinte, die Köpfe werden nicht abfallen, wenn auch die Hüte d'rauf bleiben. „Na, des is ä Hyppekrit" (hypocrite, Scheinheiliger u. s. w. Ein Kandidat predigte, ohne ein Sterbenswörtchen von weiteren Reformen oder erneuter Orthodoxie zu erwähnen, und erhielt die Stelle.

Der Herr Rabbiner langte an; er war ein guter Redner, und auf's Erste betrug er sich recht anständig. Bald wurde es ihm aber zu viel, täglich in die Schule zu gehen und hebräischen Unterricht zu ertheilen. Folglich wurde eine Predigt vom Stapel gelassen, worin bewiesen (?) wurde, daß die hebräische Sprache unnütz ist, wir brauchen unsere Kinder damit nicht zu quälen, wir leben im neunzehnten Jahrhundert, und was die Schlagwörter alle sind. Der hebräische Unterricht wurde abgeschafft; mit Sonntagsschule, in der etwas biblische Geschichte und Katechismus gelehrt wird, ist Alles abgethan. Einzelne schickten ihre Kinder in eine andere Schule, das aber gefiel dem Herrn Rabbiner durchaus nicht. Er besuchte die Eltern dieser Kinder persönlich, raisonirte mit ihnen: „Was? Wollen Sie Ihre Kinder orthodox werden lassen? Hebräisch lernen? Ei was, ich hätte Sie nicht für so dumm gehalten!" Ja, dumm will Keiner sein, nicht einmal der ehemalige Ochsentreiber, der in Amerika (Gott weiß wie!) viel „Geld gemacht" hat und jetzt

*) Der Verfasser dieses Artikels ist ein Kind frommer deutscher Eltern und hat seine Schulbildung in Amerika genossen. Sohn eines gelehrten Talmudisten ist er selbst in der talmudischen Literatur gut bewandert, und präsentirt nach jeder Richtung eine in Amerika seltene Erscheinung. Obwohl wir seine Schlußfolgerungen nicht in Allem theilen, sind wir überzeugt, daß seine Aeußerungen allen unseren Lesern willkommen sein werden. — Redaktion.

den Emporkömmling mit protzendem Diamantenreichthum spielt. Speisegesetze stehen bekanntlich dem sozialen Verkehr mit Nichtjuden im Wege (in wirklicher „guter Gesellschaft“ [good society] bekommen sie doch keinen Einlaß), sind auch im Hause unbequem, werden vom Rabbiner ausgelacht, — also עברא הפקירא ניחא ליה. — Eine Reihe Predigten, die alles Zeremonielle ins Lächerliche ziehen, den Talmud für ein Narrenbuch erklären, abgeschmackte Agadoth als ernsten Debattten-Stoff im Talmud darstellen, geben dem Volke eine Idee der Erhabenheit der Reform und der Dummheit der Orthodoxie. Zwar gab es hin und wieder etwas Skandal, wenn der Herr Rabbiner etwa einem jüdischen Dienstmädchen gar zu liebevoll Trost zusprach, oder am Erew Jom Kippur etwas zu nahe in gewissen Nachbarschaften spazierte — ohne auch nur den Schatten der Ausrede, ein jüdisches Mädchen zu retten — that Alles nichts, wenn er nächsten Peßach einer Frau sagte: „Und Sie sind noch so dumm, Matzos zu haben?“ glaubte man ihm doch auf's Wort, denn Peßach halten ist gar zu unbequem. Und staunte man, daß ein Mann von solchem Charakter die Kanzel zu betreten wagte, erhielt man die Antwort: „Nun, was soll ich machen? Mein Vater hat mich zu diesem Fach erzogen, ich kann auf keine andre Art „mein Leben machen.““

So erwuchs ein Geschlecht ohne Religiösität. Von Bildung im Volk — keine Rede. Des Herrn Ochsentreibers Sohn war Kaufmann oder Fabrik-Besitzer; im vierzehnten Lebensjahre verließ er die Schule, er konnte genug schreiben, lesen und rechnen, um den Schacher zu betreiben. Die „jungen Damen“ hatten dafür sehr viel Bildung, das heißt Einbildung, denn Ausbildung brauchte nur diejenige, die sich dem Lehrerfache widmete. O ja, die Kultur war großartig. Wenn man so Nachts drei Uhr von einem jüdischen Ball heimging, konnte man in einer Entfernung von drei Straßen genau die Sprecherin an ihrer Stimme erkennen, so schön laut wußten die Mitglieder der „hohen Gesellschaft“ ihr Organ zu modulieren. Und dieses junge Volk hatte Ansichten! Ohne die Bibel je gelesen zu haben, ohne zu wissen, was Judenthum ist und bedeutet, wird da gesprochen und gespottet von allem, das da ist im Himmel droben und auf Erden unten, und im Wasser unter der Erde; wer keine Schulweisheit hat, läßt sich nichts träumen von dem, was zwischen Himmel und Erde ist, der phantantasiert ohne Hitze. Und so wird Recht gesprochen über Religion, Gott, Bibel, Zeremonie und — Ingersoll.

Und das war die angepriesene Reform! Ein Aufgeben aller Zeremonien ohne Grund, eine Religion ohne Religiösität, Spott, Unsinn und Lästerung! Daß solche „Reform,“ von unzweideutiger Moral befürwortet, in Spott erstanden, auf Unwissenheit gegründet, und mit Bornirtheit betrieben, aus Schlagwörtern wie Humbug und dergleichen bestehend, mich nur anekeln konnte, läßt sich leicht denken. Und noch heute, nachdem das Streben und Wirken der wahren Reformatoren mir bekannt ist und von mir gewürdigt wird, noch heute wirkt meine erste Bekanntschaft mit Reform mir als abschreckendes Beispiel; kein Wunder, daß manch hartes Wort dem Munde unserer Orthodoxen entfuhr: wir müssen ihre Zeit und ihre Umgebung bedenken! Sie hatten ja so oft vollkommen Recht!

Ein Brief von Dr. Abraham Geiger.

(Mitgetheilt von B. Felsenthal.)

Vorbemerkung. — Am 23. October 1874 starb Abraham Geiger. Etwa fünf Wochen vorher hatte der Verewigte den hier zum erstenmal veröffentlichten Brief an mich gerichtet, und ich zweifle nicht daran, daß von diesem Brief, sowohl wegen seines Inhalts als auch wegen der eminenten Persönlichkeit seines Schreibers, seitens vieler Leser dieser Monatsschrift mit großem Interesse Kenntniß genommen werden wird. — Im ersten Satze ist eines Schreibens von mir nebst einer Beilage zu demselben Erwähnung gethan. So viel ich mich erinnere, war diese Beilage ein an Dr. Zunz gerichtetes, durch dessen achtzigsten Geburtstag veranlaßtes Gratulationsschreiben, welches ich an Dr. Geiger mit dem Ersuchen sandte, es an Dr. Zunz am 10. August in meinem Namen behändigen zu wollen. — Die wenigen, in eckigen Klammern befindlichen Worte sind, besseren Verständniß halber, von mir beigefügt; alles Andere ist treue Wiedergabe des Originals. — B. F.

Berlin, 16. Sept. 1874.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Sie haben wohl, ohne daß ich es Ihnen ausdrücke, das Bewußtsein, daß Sie mich durch Ihr werthes Schreiben vom 20. Juli nebst Beilage sehr erfreut haben, und ich kann nun um so ungetrübtern Dank dafür aussprechen, als Ihr Wunsch bereits erfüllt war, bevor er an mich gelangt war. Sie ersehen daraus und aus meiner „Nachschrift," daß nicht sowohl der Mangel an Theilnahme als vielmehr der Mangel an Zeit die Veranlassung der Zögerung war. Allerdings ist die Zahl der Abonnenten auf die „Jüdische Zeitschrift" geringe, und ich nehme im Interesse des Verlegers, des Bestandes und der Verbreitung der Zeitschrift Ihr Anerbieten, in dortigen Kreisen eine größere Verbreitung zu bewirken, dankend an. Allein die Hauptsache war und ist, daß ich durch die übernommenen Vorlesungen an der „Hochschule" eine große Arbeitslast — zu meiner nicht geringen amtlichen Thätigkeit — habe, die zu bewältigen meine ganze Kraft beansprucht, so daß ich selbst das Lesen fremder Arbeiten, die so ganz in mein Gebiet eingehen, wie Wellhausen's Pharisäer und Sadducäer, Bacher's Thargumim (in der Z. D. M. G.) und Aehnliches bis zur Zeit der Ferien verschieben mußte, erstere im Bade (Norderney), das ich mir auf drei Wochen gönnte, letztere nachdem ich zurückgekehrt, erst mit der gebührenden Aufmerksamkeit durchnehmen konnte. Nun aber gar die Muße zur Bearbeitung der Sachen selbst, namentlich aber zur abgerundeten Darstellung selbstständiger Aufsätze finde ich nur in der kargen, amtlich durchschnittenen Ferienzeit. Das wird nun hoffentlich nach Verlauf eines weiteren Jahres besser werden, aber erklärt und rechtfertigt meine Zögerung. Freilich macht mir diese Thätigkeit an der Hochschule viele Freude, sie eröffnet auch mir die Aussicht zur Ausarbeitung größerer Werke über die in den Vorlesungen erst zu einem gewissen Abschluß gelangenden Forschungen. Aber vorläufig bleiben es doch noch immer die Vorbereitungen, die nicht in die Oeffentlichkeit treten können. Es ist ein eigenes Ding mit der jungen Docentenschaft eines im höhern Alter stehenden Mannes. Theilnehmenden Freunden darf ich jedoch die Versicherung geben, daß ich von einer Ermattung des Alters nichts fühle, mit der rüstigen und frohen Kraft arbeite, wie sie

mir immer innegewohnt, und vielleicht noch mit größerer Intensität und hingebender Ausdauer. So lange mir diese Frische bewahrt bleibt, werde ich dem, was ich als meinen Beruf erkenne, treu bleiben.

Die Mangelhaftigkeit der Slonimsky'schen Recension habe ich selbst erkannt, doch hielt ich es für Pflicht, das Urtheil einer Fachautorität nicht zurückzuweisen. An den Arbeiten Anderer herumzuarbeiten, — was mir ganz dennoch niemals erspart wird, — ist eine mißliche Sache. Ich habe ihn, Slonimsky, aufgefordert, doch wenigstens gegen die alberne Dechijjoth-Erklärung [seitens des Herrn Dr. A. Schwarz in seinem Buche über den Jüdischen Kalender] sich auszusprechen, und darauf hin schickte er mir einen hebräisch geschriebenen Nachtrag, den ich dann in deutscher Bearbeitung als Anmerkung von Seite 128 an [Band 11 der Jüdischen Zeitschrift] anfügte. Die Mühen eines Redacteurs sind wahrlich nicht gering. Man hat nicht Zeit so viel selbst zu arbeiten, möchte gern auch andere Stimmen vernehmen lassen, und so selten kommt etwas, das man mit wahrer Befriedigung den Lesern darreichen kann!

Meine Verbindung mit Amerika ist sehr locker. Kohler, Landsberger in Rochester, der junge Adler lassen nicht ein Wörtchen von sich hören.

Und nun noch zu Ihrem Schreiben an Zunz! Es hat mich sehr erfreut, und es hat ihm auch viele Freuden bereitet, wie Ihnen wohl sein Dankschreiben gesagt. Es erscheint nun von ihm eine Sammlung kleinerer früher erschienenen Arbeiten, worunter auch die letzte Abhandlung in der Z. D. M. G., vermehrt durch eine zweite Abhandlung über Exodus und Numeri. Er ist durch den Tod seiner Frau sehr gebeugt, dennoch von der merkwürdigsten geistigen Klarheit, auch körperlich gesund.

Werden Sie uns nun Schüler aus Amerika senden? Wir können sie und sie uns brauchen.

Empfehlen Sie mich Allen, die sich für mich interessiren, bestens und haben Sie nochmals Dank für Ihre freundliche Gesinnung und deren Ausdruck von Ihrem achtungsvoll ergebenen Geiger.

Kaiser Antoninus sagte zu Rabbi: Der Körper sowohl, als auch die Seele können sich vor dem himmlischen Gericht rechtfertigen. Der Körper kann sagen, die Seele hat gesündigt, denn seitdem sie mich verlassen, liege ich im Grabe unbeweglich wie ein Stein. Die Seele kann sagen, der Körper hat gesündigt, denn von dem Tage an, daß ich ihm entflohen, schwebe ich in der Luft unschuldig wie ein Vogel. Rabbi erwiderte: Ich will dir ein Gleichniß vortragen. Ein König besaß einen schönen Lustgarten voll der herrlichsten Obstbäume, den er der Obhut zweier Wächter, der eine blind und der andere lahm, übergab. Eines Tages sagte der Lahme zum Blinden: Ich sehe dort köstliches Frühobst; nimm mich auf deine Schultern und trage mich zu dem Baume, damit wir selbander uns an der Frucht laben. Der Blinde gehorchte und so war es Beiden möglich, ihre Lust zu befriedigen. Nach einigen Tagen kam der König in den Garten und gewahrte mit Erstaunen den fruchtberaubten Baum. Wer von euch hat die Frucht gestohlen? fragte er die Wächter. Wie sollte ich, erwiderte der Lahme, auf den Baum geklettert sein? Und wie konnte ich, sagte der Blinde, die Frucht habe sehen können? Was that der König? Er ließ den Lahmen sich auf die Schultern des Blinden setzen und, sich von der Thatsache überzeugend, zog er beide zur Strafe. So also, sagte Rabbi zum Kaiser, verfährt der himmlische Vater: er gibt der Seele den Körper zur Wohnung und hält sie beide für alles Thun des Menschen verantwortlich (Sanhedrin 90 b—91 a).

Rundschau.

Mit dem Tode Ascher J. Myers', des Herausgebers der Londoner „Jewish Chronicle," der am 11. Mai in London gestorben ist, ist einer der hervorragendsten Charaktere in der Welt des jüdischen Journalismus geschwunden. Das Chronicle, früher ein sehr unbedeutendes Blättchen, ist unter der Leitung Myers' zu einem vornehmen, ja, man kann ruhig sagen, dem besten jüdischen Organe geworden. Myers, der Sohn eines Synagogendieners, war ein „self made man" im besten Sinne des Wortes. Ehre seinem Andenken!

In das ungarische Parlament ist kürzlich der zwanzigste jüdische Abgeordnete eingezogen. Das ist, so viel wir wissen, eine bisher unerreichte Zahl. Die Bedeutung der Thatsache wird dadurch erhöht, daß der neugewählte Abgeordnete Dr. Julius Rosenberg an Stelle des verstorbenen Ministerpräsidenten Tisza getreten ist, der einer der populärsten Staatsmänner Ungarns gewesen ist. Ungarn, der am spätesten aus dem mittelalterlichen Kulturzustande erwachte europäische Staat, hat seit seiner liberalen Aera im Beginn der sechziger Jahre schon einmal einen argen Rückschlag erlebt, als im Jahre 1878 sich eine antisemitische Partei unter Führung des inzwischen verschollenen Istoczi bildete. Wir wollen nicht nur im Interesse des jungen Kulturstaates hoffen, daß diese Partei nicht zu neuem Leben erwache, sondern auch in unserem Interesse.

Italien, das von jeher allen Staaten in der Durchführung des Liberalismus voran war, hat sich auch diesmal als Pionier bewährt, indem es einen Juden zum Kriegsminister ernannte. Der General Giuseppe Ottolenghi ist es, der den Ruhm beanspruchen kann, der erste Jude gewesen zu sein, der seit den Zeiten des Josephus Flavins den Rang eines Kriegsministers bekleidete. Wir haben wohl in neuerer Zeit wiederholt Juden in der Verwaltung von Finanzministerien gesehen, auch als Justizminister hatten wir in Holland Godefroi und in Frankreich Cremieux, aber das Kriegsministerium war ein besonders heikles Gebiet. Giebt es doch in der deutschen Armee nicht einen einzigen jüdischen Offizier, und hat doch selbst in Frankreich die Ernennung eines Juden zum Mitglied des Generalstabes das Land an den Abgrund der Revolution gebracht! Hoffen wir, daß es Ottolenghi gelinge, den Ruhm der italienischen Kriegsverwaltung dauernd zu begründen.

Die orthodoxesten aller orthodoxen Kirchen, die Presbyterianer, haben sich zu einer Revision ihres Katechismus entschlossen. Nach der von der Presbyterianerkirche angenommenen Theologie Calvins ist die Zukunft des Menschen ganz und gar von der göttlichen Gnade abhängig. Deshalb werden die Menschen nur durch den Willen Gottes selig oder verdammt, und deshalb gehen die ungetauften Kinder in die Hölle. Dieser Punkt war von jeher der schwächste in der Theologie Calvins. Spötter wie Ingersoll haben dieses Thema am liebsten zur Herabwürdigung religiöser Ideen benutzt. Es ist auch nur durch die Opposition gegen den katholischen Glauben an die

Wirkung der Messe zur Befreiung der Verdammten aus dem Fegefeuer zu erklären. Neulich hat die Generalsynode beschlossen, diesen Punkt zu revidieren und die Möglichkeit zuzugestehen, daß auch Ungetaufte durch die Gnade Gottes zur Seligkeit gelangen können.

Die Wahlen für die französische Kammer, welche durch die Stichwahlen am 11. Mai beendet wurden, haben ein überraschend günstiges Resultat geliefert. Die Nationalisten und Antisemiten haben eine gründliche Niederlage erlitten und haben ganz besonders ihre bisherige Hochburg Algier verloren. Ihr Oberhaupt Drumont bedeckt die parlamentarische Wahlstätte. Von jüdischen Abgeordneten sind zwei, der aus der Dreyfuß-Affaire als ein Feigling bekannte Kloß und der sonst nicht näher bekannte Bischoffsheim gewählt worden. Hingegen ist der tapferste Anwalt der Dreyfussache, Joseph Reinach, nicht wiedergewählt worden. Mit völliger Zuversicht darf man jedoch nicht in die Zukunft sehen. Das hat ganz besonders die Geschichte Frankreichs in der jüngsten Zeit gezeigt. Der Schein von Schuld bei einem einzigen Juden genügte, um die Flamme des Hasses anzufachen. Der Gegendruck des Klerikalismus ist noch gefährlicher als dessen Herrschaft, weil er die ihm nützlichen Früchte der Agitation genießt, ohne dafür die Verantwortung tragen zu müssen. Darum, nicht zu früh frohlocken!

Herr Ballin, Generaldirektor der hamburg-amerikanischen Packetfahrts-Aktiengesellschaft hat den Antisemiten einen bösen Streich gespielt, indem er das ihm von dem Gründer des Dampfschiffstrusts J. P. Morgan angebotene Gehalt von einer Million Dollars ausschlug. Es wäre doch so schön gewesen, wenn man darauf hätte verweisen können, daß einem Juden nichts über ein „Geschäftche" geht, wie man das schon bei der Veröffentlichung des mit der amerikanischen Gesellschaft geschlossenen Abkommens gethan hat. Anderseits ist es sehr die Frage, wie sich die Redakteure der „Kreuzzeitung" in einem solchen Falle benommen hätten. Man hätte es dem Freiherrn von Hammerstein kaum verdenken können, wenn er lieber einen ehrlichen Gehalt von einer Million Dollars angenommen hätte, als falsche Wechsel zu machen. So etwas ist doch mindestens so anständig wie das Bestreben des Fürsten von Ysenburg, sich eine amerikanische Millionstochter durch einen jüdischen Schadchen verkuppeln zu lassen, um seine Gläubiger zu befriedigen.

Der kleine König von Spanien ist am 17. Mai gekrönt worden. Wenig ist übrig geblieben von dem großen Reiche seines Ahnherrn Karl V., in dessen Staaten die Sonne nicht unterging. Der arme Alfonso XIII. tritt ein gefährliches Erbe an. Seine grimmigsten Feinde sind die Karlisten, die mit Recht die Aenderung der Thronfolge, welche Ferdinand VII. zu Gunsten seiner Tochter Isabella vornahm, bestreiten. Ihnen kommen die Republikaner am nächsten, die jeden Augenblick mit ihrer Revolution hervorbrechen können. Das Land ist finanziell erschöpft und die Klerisei, welche beträchtliche Staatspensionen zieht, ist bei dem gebildeten Theile des Volkes bitter gehaßt. Sie ist das Unglück des Landes, denn sie hat die Revolution auf den Philippinen und in Westindien verschuldet, und sie ist auch an dem finanziellen Ruin des Landes schuld. Die innere Zersetzung des Landes begann, als scheinbar die Macht des Volkes auf dem Höhepunkte stand, damals, als die

Juden verbannt wurden. Religiöse Intoleranz hat immer zur Dekadenz geführt. Lehrreich ist es auch zu sehen, wie der Katholizismus, der sich so gerne als eine staatserhaltende Macht geriert, nicht nur den Untergang einer Nation nicht aufhalten kann, sondern ihn geradezu herbeiführt.

Die Frage der Beschränkung der Einwanderung, welche das britische Parlament beschäftigt, ist ein Faktor in der Entwicklung der jüdischen Geschichte. Der bitterste Gegner der Juden, obwohl er jede antisemitische Neigung bestreitet, ist Arnold White, derselbe, den Baron Hirsch mit glänzendem Gehalte zum Studium der russischen Judenfrage nach Rußland ausgeschickt hat. Der Spruch des Psalmisten „die mein Brod essen, erheben gegen mich die Ferse" wird auch in diesem Falle wahr. Was aber White gegen die Juden vorbringt, zeigt, wie schwach die Sache unserer Gegner ist. White gesteht zu, daß die Juden in Rußland bedrückt sind, er gesteht zu, daß sie sich in einer Generation assimilieren, daß sie außerordentliche geistige Anlagen besitzen, daß sie mäßig und arbeitsam sind, während seine Klagen sich darauf beschränken, daß sie ihrer Armuth wegen die Ueberfüllung der Wohnungen verschulden und die Arbeitslöhne herabdrücken. Auf der einen Seite wird den Juden vorgeworfen, daß sie nur nach mühelosem Erwerbe streben und der armen, schwerarbeitenden Bevölkerung das Brod wegnehmen, auf der anderen Seite sind sie wieder dafür verantwortlich, daß die arme Bevölkerung schwer arbeiten muß, weil sie noch schwerer arbeiten.

Der Deutsche Kaiser hat es mit den frommen Pastoren verdorben. Auf einer Pastoral-Konferenz klagte Professor Heinrici aus Leipzig, daß Seine Majestät den Unglauben ermuthige, indem er so gottlose Vorlesungen wie die von Professor Friedrich Delitzsch über Bibel und Babel anhörte und es erlaubte, daß dieselbe mit dem Titel „vor dem deutschen Kaiser gehalten" erscheine. Diese Thatsache beweist aber an sich, wie kein Verlaß auf die Großen ist. Als der Kaiser noch Prinz Wilhelm war und auch noch nach seiner Thronbesteigung, waren Stöcker und die orthodoxe Hofprediger-Partei Hahn im Korbe. Damals bedurfte es der ganzen Autorität Bismarcks, um die Berufung Harnacks an die Berliner Universität durchzusetzen. In jenen Jahren und noch lange nachher erschien er in echt mittelalterlicher Maskerade als Markgraf von Brandenburg unter seinen Getreuen und theilte in seinen öffentlichen Ansprachen, als hätte es nie eine Verfassung gegeben, das Volk in Edle und Unfreie. Jetzt lädt er ostentativ jüdische Kaufleute und Fabrikanten auf seine Yacht zu Spazierfahrten ein, kurz, er wird demokratisch wie der „rothe Prinz." Mit der Demokratie verträgt sich die orthodoxe Hofprediger-Theologie nicht und so ist es kein Wunder, wenn der Kaiser auch etwas über Assyriologie wissen will, was ebenfalls plebejisch ist. Wir ändern uns eben, und wenn wir es nicht thun, besorgen das unsere Nachkommen, wie das in dem Falle Delitzsch ersichtlich ist, dessen Vater ein sehr bibelgläubiger Lutheraner war, und sich in der Vorrede zu seinem Kommentar über die Sprüche mit tiefer Betrübniß darüber äußert, daß man ihn wegen seines Festhaltens an der Geschichtlichkeit des Sündfluthberichtes verspotte.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Jetzt ist es wohl zu früh oder zu spät," erwiderte Max trübe lächelnd. „Nach dem Tode meiner Mutter —"

„Ich habe von den Verhältnissen keine Ahnung gehabt," fiel ihm Lipschitz in's Wort. „Ich war mit der Welt zerfallen und außerdem sehr beschäftigt. Ich wurde nämlich selbst Unternehmer bei der Eisenbahn, so daß ich an nichts Anderes dachte."

„Ich wollte Ihnen gewiß keinen Vorwurf machen," erwiderte Max begütigend. „Ich kann Ihre Geschichte nur zu sehr mitfühlen, denn ich habe ein gleiches Schicksal erlebt. Mein ältestes Kind, ein Knabe von zwei Jahren, ist in ähnlicher Weise um's Leben gekommen. Er hat eine Flasche Ammonia geleert, die meine Frau unachtsamer Weise beim Reinigen der Betten auf dem Boden stehen ließ, und war in wenigen Stunden eine Leiche."

14. Kapitel.

Vor dem Kurhause.

Die heiße Sonne eines Julitages brannte auf die Köpfe der zahlreichen Spaziergänger, welche auf den Promenadenwegen des so plötzlich zu ungeahnter Popularität gelangten Heinrichsbades sich bewegten. Wo noch vor wenigen Jahren enge Fußwege, nur von Beeren- und Pilzsuchern betreten, durch das Waldesdickicht führten, waren breite, aus gelbem Kies hergerichtete Spazierwege durch den gelichteten Föhrenwald hergestellt worden. Wo sonst die Waldeseinsamkeit auf Meilen nur durch ein Försterhaus, durch eine Holzhauer-, Pechsieder- oder Kohlenbrennerhütte unterbrochen war, sah man jetzt stattliche Logierhäuser, Hotels, Kolonnaden, Verkaufshütten und künstlerisch gefaßte Brunnen. Auf einem Vorsprung des bewaldeten Gebirgszuges, welcher eine herrliche Aussicht in das schmale, von einem munteren Flüßchen durchrauschte Thal eröffnete, war der Kursaal erbaut, im Stile einer griechischen Säulenhalle, mit einer breiten Veranda nach der dem Thale zugekehrten Seite, während auf zwei anderen Seiten der nur wenig gelichtete Föhrenwald die alte ländliche Abgeschiedenheit dem Orte erhalten hatte. Hier unter den hochragenden alten Stämmen standen Tische verschiedener Größe, an denen Männer und Frauen in Festtagskleidern plaudernd saßen oder in kleineren Gruppen sich am Schach oder Kartenspiel ergötzten, während zahlreiche Kinder im Walde ihre Kurzweil trieben, indem sie entweder in den Nadeln, welche fußtief den Boden bedeckten, sich eingruben oder Fangspiele arrangirten oder nach Schmetterlingen haschten.

An einem der längeren Tische saßen Doktor Steinbach und Frau inmitten einer größeren Gesellschaft, unter welcher ein älterer Herr durch die Lebhaftigkeit seiner Sprache und seiner Geberden besonders auffiel. Er war ein sehr beleibter Mann mit fast ganz kahlem Kopfe, dessen auffallend flacher

glänzender Schädel das helle Sonnenlicht in komischer Weise reflektirte. Das Gesicht, bis auf ein dichtes Büschel Haare am Kinn ganz bartlos, zeigte den zufriedenen Ausdruck eines Mannes, der sich des Beifalles der ganzen Welt vollkommen bewußt ist. An seiner sehr eleganten Toilette war eine Verschwendung von Juwelen besonders auffällig. Eine mächtige goldene Doppelkette glitzerte stolz über der tadellosen weißen Weste; eine Diamantnadel von ganz ungeheuerlichem Umfange zierte seine Brust und andere Brillanten vom reinsten Wasser glänzten an beiden Händen. Ihm zunächst saß ein Mann von etwa vierzig Jahren, an dessen anderer Seite sich Frau Hirschmann befand; es war ihr Gatte. Neben ihnen hatten Rabbiner Steinbach und Frau Platz genommen; der Finanzrath und seine Frau vervollständigten die Gruppe.

„Haben Sie schon im Kursaal die Beschreibung unseres Platzes in „Hendersons Monthly“ gesehen?“ fragte der Rabbiner den dicken alten Herrn.

„No!“ war die Antwort. „Ich gieb nichts drum, hier Tschornäls zu lesen. Daheim haben die Weibsleut' auf alle die Papiere subskreibt. Ich guck als 'mol erein, wenn ich nichts zu thun hab'.“

„Sie sollten es doch einmal ansehen, Onkel Greentwig,“ sagte Frau Hirschmann. „Es ist sehr schade, daß Sie damals nicht hier waren, als die Bilder aufgenommen wurden, Sie hätten mit Ihrem recht amerikanischen Aussehen ganz besonders gut zu den Bildern gepaßt.“

„Thu' mich nicht flättere, Frieda!“ erwiderte der Angeredete, „oder ich muß meine, Du willst wieder etwas kollekte für Deine Saßeietie wie letztes Jahr.“

„Wenn Sie lieber etwas Unangenehmes hören, Onkel,“ war die Antwort, „will ich Ihnen sagen, daß mir dieser amerikanische Ziegenbart gar nicht an Ihnen gefällt. Früher, als Sie die Kotelettes trugen, da sahen Sie doch aus wie ein englischer Lord. Nun, geben Sie mir auch etwas für unseren Frauenverein!“

„Nein, ich geb' immer dem Dakter,“ sagte Greentwig. „Hier, Dakter,“ sprach er zu Steinbach gewendet, indem er eine Brieftasche öffnete, der er eine Zehn Dollars-Note entnahm, „hier sind zehn Dollars, lassen Sie es tschänge und vertheilen Sie es unter die Arme.“

„Da ist noch viel darin,“ rief Frieda, ehe der Angeredete Zeit hatte, sich zu bedanken. „Geben Sie mir auch etwas! Unser Frauenverein braucht sehr viel. Wir müssen die arme Frau Kiefer in's Bad schicken und der Wittwe Blumenfeld einen Beitrag zur Ausstattung ihrer Tochter geben. Je mehr sie geben, desto besser!“

„Die versteht's, Onkel,“ sagte ihr Gatte schmunzelnd. „Es ist wahrlich mein Glück, daß ich so viel verreist bin, sonst würde ich nicht einmal auf eine Zigarre übrig behalten.“

„Ja, das können sie alle, die Weibsfolks,“ brummte Mister Greentwig. „Wo man hingeht, heißt's das Pocketbuch aufmachen. Na, weil Du es bist.“ Damit nahm er einen Fünfdollarsschein aus der Brieftasche.

„Das war für unsere allgemeinen Bedürfnisse, Onkel," begann Frieda wieder. „Jetzt noch etwas für die arme Frau! Recht viel, bitte! Wir brauchen dreihundert Mark."

„Das is old fashioned Nansenz," erwiderte Greentwig. „Das habt Ihr nur in Juropp. In Amerika müssen die Mädcher schaffen, wenn sie ihr Leben machen wollen."

„Wir sind doch aber nicht in Amerika," erwiderte Frieda. „Hierzulande müssen die Mädchen heirathen, wenn sie versorgt sein wollen."

„Lassen Sie erst Mister Greentwig hier wieder heimisch werden," sagte der Rabbiner begütigend. „Die Amerikaner sind nobel, sie thun viel lieber Alles freiwillig als gebeten und genöthigt. Wenn dieser Brunnen in Amerika wäre, hätten wir gewiß schon einen reizenden Tempel, meinen Sie nicht, Mister Greentwig?"

„Ich sollt' schmeile," rief der Angeredete begeistert aus. „So ä Mann wie Sie, Dakter, sollt' nach Amerika gehen, das wär' der Platz für Ihne, wo man Ihne apprischiäte thät."

„Ich habe auch schon daran gedacht," erwiderte Steinbach lächelnd, „aber mein Freund Pulsnitz, derselbe, der den schönen Aufsatz über unseren Badeort geschrieben hat, redete es mir aus. Er meinte wieder, drüben werde der Rabbiner nicht geehrt. Wie er mir sagt, will er den rabbinischen Beruf aufgeben und sich ganz der Literatur widmen. Er hat hier freie Verpflegung für die ganze Dauer der Saison, und heute ist er in Springhübl, wo ebenfalls seit zwei Jahren sich ein aufblühender Kurort befindet, und ich erwarte ihn mit dem nächsten Zuge hier."

„O, das ist unser früherer Dakter von der Hamiltonschul'," fiel Greentwig lebhaft ein. „Der ist jetzt hier? Mein Brodder-inlaw Pessach hat mir schon erzählt, wie er ihn gefuhlt hat mit einer Geschichte von Indjäns, wo er eine Kongregäschen bei sie hat und geht mit sie Boffelos honten."

„Können Sie dann gar nicht mehr deutsch sprechen?" fiel ihm der Finanzrath ins Wort. „Ich muß wahrlich mehr errathen, was Sie sprechen, als ich Sie verstehen kann."

„Das kommt, wenn man so das ganze Jahr unter Amerikäns lebt," entschuldigte sich Greentwig mit erkünstelter Verlegenheit, „da verlernt man das Deutsche. In Bisneß talkt man Inglisch und die Kinder wollen kein Deutsch mehr rede heutiges Tags."

„Sprechen Sie denn mit Ihrer Frau Gemahlin auch immer englisch?" fragte der Finanzrath wieder.

„Die Misses Greentwig, die talkt kein Inglisch nicht," antwortete der Gefragte mit dem Tone der Ueberlegenheit. „Wisse Sie, die Lädies schticke immer zusammen, die habe ihr Ladsches und Sasseieties, wo sie ihre Kaffeeklatsch mache, und so talke sie immer deutsch mitsamme."

„Es scheint aber doch," bemerkte der Finanzrath sarkastisch, „daß alle Amerikaner es lieben, in Europa Jagdgeschichten à la Münchhausen zu erzählen."

„Von mir hören Sie so was nicht," betheuerte Greentwig emphatisch. „Das thun nur so Grünhorns wie der Dakter."

„Der ist doch nicht so grün," meinte Frau Doktor Steinbach, „wie Sie das nennen, nachdem er schon zehn Jahre im Lande ist."

„No, der wird sich nicht amerikyneise," gab Greentwig verächtlich zurück, wenn er fünfzig Jahr in der Kontrie ist. Er meint, drübe ist so wie hier, wenn einer von eim Räbbei der Sohn ist, muß jedereiner ihm respekte. Er hat immer wolle die Kongregäschen bosse und das geht in Amerika nicht, da muß man mit die Leute paleit sein, wenn man gute Freunde haben will. Ich belong zu die Kongregäschen, seit sie gechartet worden ist, ich bin einer von die Charter Members, wie wir desmol noch ä Hall gerented habe in Forsyth Street. Seit was jetzt mein' Minnie geheirathet ist, und ihr Mann, der Mister Shane, belongt zu die Emanuel Congregäschen, wo die größte Congregäschen in der Stadt ist, wollen die andere Mädcher, die Sädie und die Kärrie auch hingehen, habe ich müssen dort Member werden. Ich gehe aber mit der Misses Greentwig in die Hamiltonschul."

„Ist Herr Doktor Pulsnitz in derselben Gemeinde Rabbiner, der Sie angehören?" fragte die Finanzräthin.

„No!" war die Antwort. „Er hat reseigned diesen Frühjahr, weil er gewußt hat, er thut kein Schow schtände bei die nächste Elektschen. Mir hätten ihm noch einmal ein Jahr Zeit gegeben, weil er so Misfortschen gehabt hat mit seinem Baby."

„Was war das?" fiel Frau Doktor Steinbach ein. „Er erwähnte dessen so gelegentlich, schien aber so niedergedrückt dabei, daß ich ihn nicht weiter fragen mochte."

„Er hat einen kleinen Jungen gehabt von so zwei Jahren, und da hat die Mutter ein Battel mit Ammonia auf dem Boden stehen lassen bei wie sie Haus geklient haben, und das Baby hat die Battel ausgetrunken und war in ä Stund oder so todt."

„Entsetzlich!" riefen die Frauen. „Die arme Mutter!"

„Die Kongregäschen hat sich sehr tscheneres gezeigt," fuhr Greentwig fort. „Wir haben das Fjunerel bezahlt, haben zwanzig Kärretsches geheiert und haben ihm ä Lot auf unserm Semeterie gegeben. Die Kongregäschen hat in allem das rechte Ding bei ihm gethan. Wir hätten ihm auch, wie ich gesagt hab', wieder gelekted für ein Jahr, aber er hat reseigned; er schreibt jetzt für Papiere, höre ich, aber er wird nicht so gut ab sein, wie er als ä Räbbei gewesen ist. Die Frau ist zu ihre Eltern gegangen zu leben mit dem Kind, wo sie noch hat; man sagt, sie macht sich ein Store auf als ä Modiste. Ich kann nicht mehr sagen; ich kenn' die Leute nicht viel. Der Vater halt ein Sigarr-Store; er ist ein ganz kleiner Mann." Dabei zeigte Greentwig, indem er die flache Hand etwa in der Höhe des Tisches ein wenig auf und nieder bewegte, wie klein der Mann sei, und wie unmöglich es für einen so großen Mann, wie Mister Greentwig sei, so kleine Leute genau zu kennen.

„Das ist aber doch sehr traurig für einen Beamten," meinte der Finanzrath, „wenn ihm jederzeit ohne weitere Umstände der Stuhl vor die Thüre gesetzt werden kann."

„In Amerika ist das einmal so," erwiderte Greentwig stolz. „Der Präsident von die Juneited Stähts wird auch nur auf vier Jahre gelekted und

alle Offiffers werden nur für ein Term gelekted. Dafür haben sie auch bessere Säläries. Wir haben unserem Räbbei dreitausend Dollars ein Jahr gezahlt und er hat noch schöne Extras gehabt. Wie er meine Minnie geheirathet hat —"

„Was sagen Sie, Onkel?" fiel Frau Hirschmann ihm ins Wort. „Doktor Pulsnitz hat Ihre Minnie geheirathet!"

„Gewiß! Ich mein' nicht, daß er ihr Mann ist, er hat sie nur geheirathet als ä Räbbei."

„Das verstehe ich erst recht nicht," begann Frau Hirschmann wieder. „Er hat sie nicht geheirathet als ein Mann, sondern als ä Räbbei."

„Nun weißt Du, ich mein', er hat sie kopeliert," war die Antwort. „Ich wollte nur sagen: ich habe ihm ein Check für fünfzig Dollars gegeben."

Das Gespräch wurde in diesem Augenblicke durch die Ankunft Dr. Großers unterbrochen, der von seiner Frau und einem stattlichen jungen Manne begleitet wurde. Lebhaft begrüßt, nahmen sie an dem Tische Platz, nachdem der Doktor den jungen Mann als seinen Schwager Dr. Alfred Sender vorgestellt hatte.

„Mein Schwager," sagte er, „wird mich während meines Urlaubs vertreten. Ich fühle das Bedürfniß, einmal ordentlich auszuspannen und kann es nun mit voller Ruhe thun, da mein Schwager jetzt nach vollendeter Hospitalpraxis sich nach einem Orte zur definitiven Niederlassung umsieht und es ihm auf einige Wochen nicht ankommt."

„Daran haben Sie sehr weise gehandelt," fiel der Rabbiner lächelnd ein. „Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen sichern Sie vor Indiskretionen, wenn Ihr Substitut findet, wie Sie Ihre Opfer in die Erde hineinkurieren."

„Die Theologie hat es allerdings besser als die Medizin," gab der Angeredete zurück. „Ihre Patienten erfahren immer zu spät, wie falsch sie behandelt wurden. Von den Thoren des Paradieses kann eben Niemand mit einer nicht honorirten Eintrittskarte zurückkommen. Anderseits wird es sich bei einem, der dem Gehinnom verfallen ist, schwer feststellen lassen, daß er dem ewigen Feuer überantwortet wurde, weil er Fleischbrühe aus einer sonst für Milchkaffee verwendeten Tasse getrunken hat."

„Das haben Sie allerdings nicht zu befürchten, mein lieber Herr Doktor," erwiderte der Rabbiner lächelnd. „Im Talmud heißt es, der beste unter den Aerzten gehört in das Gehinnom. Der beste sind Sie jedenfalls nicht."

Alle Anwesenden lachten, auf's Höchste amüsiert, und die Finanzräthin rief: „Mit dem Talmud kommen Sie doch nicht auf, Herr Doktor!"

„Unterschätzen Sie den Gegner nicht," erwiderte der Angeredete mit komischem Ernste. „Das ist die denkbar schlechteste Strategik, und ich will es Ihnen beweisen. Nach meiner Erklärung der von dem Herrn Rabbiner angeführten Stelle" — der Doktor ließ, während er diese Worte sprach, sein Schnurrbärtchen triumphirend dnrch die Finger gleiten — „heißt es daselbst: „Der Bessere von den Aerzten geht zur Hölle." Nun giebt es aber zweierlei Aerzte, die Aerzte des Leibes, das sind wir, und die Aerzte der Seele, das sind die Geistlichen. Da die Seele höher steht als der Leib, so sind die

Herren Rabbiner, Pfarrer, Muftis u. s. w. die Besseren unter den Aerzten. Wo sie hingehören, steht im Talmud zu lesen."

„Vortrefflich!" rief die Finanzräthin. „Wo haben Sie nur diese talmudischen Kenntnisse hergenommen?"

„Mündliche Ueberlieferung!" erwiederte der Doktor mit komischem Selbstbewußtsein. „Der ganze Talmud ist mündliche Ueberlieferung und meine Erklärung geht wahrscheinlich bis auf Moses zurück, wie man uns das von dem Verbote, Fleisch auf Butter zu backen, vorerzählt hat. — Wo ist denn unser Herr Doktor Pulsnitz?" — unterbrach sich der Redner — „den kann ich auf die Dauer bei einem theologischen Turnier nicht entbehren."

„Wir erwarten ihn jeden Augenblick," erwiederte Steinbach. „Er ist in Springhübl und soll mit dem Nachmittagszuge eintreffen. Ich denke, der Zug muß schon eingetroffen sein," fügte er hinzu, indem er einen Blick auf seine Taschenuhr warf.

„Dann kommt er mit meinem Bruder, dem Oberbaurath, mit dem ich mir hier Rendevous gegeben habe," sagte der Finanzrath.

„Das wird ja eine vortreffliche Musterkarte," rief der Doktor, indem er in die Hände klatschte. „Da sind wir zwei heidnische Juden, der Finanzrath und ich; der christliche Jude, der Herr Oberbaurath; der orthodoxe Jude, Herr Doktor Stenbach; der liberale Jude, Herr Dr. Pulsnitz, und mein Schwager, der ein glühender Nationaljude ist, sagen wir ein jüdischer Jude. Ist's so recht, Alfred?"

Ehe noch der Angeredete Zeit hatte, zu antworten, fiel Mister Greentwig ein, dem das lange Schweigen unbequem war. „Nationaljuden!" rief er. „Das ist so Nansenz, wo sie in Jurop haben. Wir sind amerikän Zitisens mit tschuisch Relitschen. Das ist, was wir sind!" schloß er emphatisch, indem er seine Uekette in der rechten Hand wog, als sollte deren Gewicht seine Behauptung bestätigen.

„Merkwürdig!" erwiderte Doktor Sender, indem er aus seiner Brusttasche ein Zeitungsblatt hervorzog. „Da lese ich gerade in unserem Parteiorgan, daß ein Sommerhotel an der Küste von Massachusetts in den New Yorker Zeitungen ankündigt, Juden, Schwindsüchtige und Farbige werden nicht aufgenommen. Von einer Ausschließung von Katholiken oder Mennoniten oder einer anderen der hunderte von christlichen Sekten habe ich nie etwas gelesen."

„Well," sagte Greentwig etwas verlegen, „da sind wohl so kommene Leute dort gewesen, die sich nicht behävt haben als Lädies und Ttschentelmen, und da ist dann kein Wunder, wenn das Risches machen thut."

„Wenn sie aber nur amerikanische Staatsbürger jüdischen Glaubens sind, so sollte das keinen Unterschied machen," warf Doktor Sender ein. „Es wird doch auch hie und da unter Katholiken, unter deutschen oder Italienern Leute geben, die sich unangenehm machen, doch hört man nicht, daß sie als Klasse ausgeschlossen werden."

„Das kann man einem nicht explänen, wenn einer nicht in der Kontrie selber gewesen ist," erwiderte Greentwig ablehnend

„So sprechen Sie immer, Onkel, wenn Sie in die Enge getrieben werden," fiel Frau Hirschmann ein. „Ich habe Sie erst neulich gefragt, wie es denn kommt, daß der Nathan vom Onkel Pessach an uns geschrieben hat, wir sollten ihn unterstützen, wenn es drüben jedem so gut geht, und Sie haben mir ebenso geantwortet, wie Sie jetzt dem Herrn Doktor Sender geantwortet haben."

Zum Glücke für den in die Enge getriebenen Lobredner der Neuen Welt unterbrach die Ankunft der lange erwarteten Gäste das Gespräch.

„Die haben sich ja ganz von selbst gefunden," rief der Finanzrath, indem er seinen Bruder begrüßte.

„Ein Wunder war das gerade nicht," erwiederte der so Angeredete, „denn außer zwei Weibern, die mit ihren drüben gesammelten Heidelbeeren hierherkamen, waren wir die einzigen Passagiere im Zuge."

Der Oberbaurath war eine distinguirte Erscheinung, etwas unter Mittelgröße, zart gebaut, elegant aber einfach gekleidet und selbstbewußt im Auftreten, ohne dabei verletzend zu sein.

„Warum hast Du denn Deine Frau nicht mitgebracht?" begann der Finanzrath wieder.

„Du weißt ja, wie sie auf Etiquette hält," war die etwas verlegen gegebene Antwort. „Die Mädchen haben Gesellschaft, bekannte Offiziere, die aus Warnstadt auf den Sonntag herübergekommen sind, und da darf man sie nicht allein lassen."

„Ich will nur in unserem Interesse hoffen, Julius," bemerkte die Finanzräthin etwas spitz, „daß Du nicht den Sternenorden mit dem Geheimrathstitel erhältst, sonst verlieren wir Dich auch noch ganz und gar. Die Frau Oberbaurath werde ich wohl kaum wieder erkennen, und ich fürchte, es wird ihr mit mir nicht besser ergehen."

Die sichtliche Verlegenheit des Angeredeten konnte sich der Aufmerksamkeit der Anwesenheit durch die laute Herzlichkeit Herrn Greentwig's entziehen, der mit jugendlicher Elastizität auf Pulsnitz zusprang und rief: Hallo, Doctor, how do you do? Nu, hier müssen mer Deitsch talke. Wie geht es Sie?"

„Danke, Mister Greentwig," war die kühle Antwort, „ich kann nicht klagen."

„Say, Dakter," begann Greentwig wieder. „Ich hab' gerade einen gebraucht, der mich supporte thut in meinen Stätment, daß die Juneited Stäts einige Kontrie auf dem ganzen Globe bieten kann, in was anbetrefft Freiheit, und besonders für dem Jehude ist keine bessere Kontrie vorhanden." Der Oberbaurath schaute sich bei diesen laut gesprochenen Worten vorsichtig um, während Greentwig unbeirrt fortfuhr. „Da ist der junge Dakter, Dakter of Medissen, mein' ich — Sie müssen mir entschuldigen, ich hab' den werthen Namen nicht recht gekätscht," fuhr er zu Doktor Sender gewendet fort.

„Doktor Sender!" fiel der Angeredete ein.

„Na, ich werd' mer's merken," fuhr Greentwig fort. „Der Doktor Sender ist, wie ich verstehe, einer von die, was man kallt Seionists. Ich sag', Amerika ist ä gut genug Kontrie for mir. Von meintswegen kann mir einer ein Haus mit einem Lot schenken in Tscherussalem, ich geh' net hin und zahl'

lieber Rent in New York. Ich weiß von keim Risches nichts in Amerika. Das is Alles Talk von die Nuhspäpers."

„Ich habe aber wiederholt gelesen," rief Doktor Sender emphatisch, „daß Juden auch in Amerika von vornehmen Klubs und Sommerfrischen ausgeschlossen werden, und gesellschaftlich noch isolierter sind drüben als hier."

„Es ist doch merkwürdig," bemerkte der Oberbaurath, „daß in allen Zeiten und Ländern der Jude ein Gegenstand des Hasses oder zum mindesten der Abneigung ist. Das kann doch kaum ohne Grund seinerseits erklärt werden. Amerika mit seinen hunderten von religiösen Sekten und seiner aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Bevölkerung sollte doch Raum für die Juden haben. Wenn sie daher auch dort nicht gelitten sind, muß doch ein tieferer Grund als religiöses und nationales Vorurtheil dafür vorhanden sein."

„Dieser Grund ist bald gefunden," erwiederte Pulsnitz mit scharfer Betonuug. „Der Jude ist schwach und die Menschheit ist brutal. Wer sich nicht selbst beschützen kann, ist verloren, denn um an die Generosität seiner Mitmenschen appelieren zu können, dazu muß man ein Objekt des Mitleids sein. Das ist nun der Jude auch nicht. Wer weder gefürchtet noch bemitleidet wird, ist gehaßt."

„Bravo!" rief Doktor Sender, indem er Pulsnitz über den Tisch hinüber enthusiastisch die Hand drückte. „Das ist mir aus der Seele gesprochen. Ich freue mich, in Ihnen einen amerikanischen Gesinnungsgenossen begrüßen zu können."

„Da thun Sie mir doch zu viel Ehre an," bemerkte Pulsnitz lächelnd.

„So ist's recht, Dakter!" rief Greentwig laut aus. „Ein ameriken Zitisen kann kein Seionist sein."

„Es giebt aber deren doch viele," fiel Doktor Sender ein. Wir haben eine große Anzahl von Vereinen mit vielen Mitgliedern in den Vereinigten Staaten."

„Das sind Pollacken!" warf Greentwig verächtlich ein.

„Jedenfalls nicht durchgehends!" protestierte Sender.

„Ich glaube nicht, daß das einen wesentlichen Unterschied machen würde," bemerkte Pulsnitz mit einem unverkennbaren Anflug von Ironie. „Der durchschnittliche polnische Jude weiß sehr wohl, was die amerikanische Verfassung bedeutet, und seine talmudische Bildung befähigt ihn, die politischen Fragen, die ihn betreffen, schärfer aufzufassen als das beim deutschen Juden durchschnittlich der Fall ist. Der Druck, unter welchem er früher gelebt hat, bringt es mit sich, daß er einsieht, seine jetzige Lage sei, wenn auch eine Verbesserung, doch noch lange nicht das Ideal. Dazu kommt, daß seine Armuth ihn zwingt, in der Nachbarschaft der rohesten Bevölkerungsklassen zu leben, und er in Folge dessen Pöbelangriffen mehr ausgesetzt ist, als der wohlhabendere deutsche Jnde. All das wirkt dahin, daß er zu dem Schlusse kommt, eine wirkliche Besserung seiner Lage sei nur möglich, wenn er irgendwo sein würde, wo er niemandem im Wege ist."

„Und können Sie dieses Argument widerlegen, Herr Doktor?" fiel hier Dr. Sender ein.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht," war die Antwort. „So richtig die Ausführung theoretisch sein mag, praktisch ist sie nicht durchführbar. Theoretisch mag die Ausrottung mancher epidemischer Krankheiten, wie etwa des Typhus, durch gründliche Zerstörung der Krankheitskeime sehr wohl möglich sein, praktisch ist sie nicht denkbar, weil sie eine Steuerlast verlangen würde, welche die Bevölkerung zu tragen außer Stande ist. Dazu kommt als wichtiges Moment, daß die geschichtliche Entwicklung des jüdisches Volkes zur Auflösung in der Gesammtmenschheit führt, und gegen den Genius der Geschichte läßt sich nicht ankämpfen."

„Was Ihr den Geist der Zeiten nennt, das ist der Herren eigener Geist," warf Steinbach dazwischen. „Der Umstand, daß sich geschichtliche Verhältnisse seit einer gewissen Zeit in einer bestimmten Richtung entwickeln, giebt uns noch lange kein Recht, anzunehmen, daß diese Entwicklung sich in derselben Richtung fortbewegen werde. Als die Sarazenen im neunten Jahrhundert Rom eingenommen hatten, war, wie wir in dem sogenannten Midrasch des Rabbi Eliezer lesen, ein italienischer Jude überzeugt, daß nun der Islam über das Christenthum siegen und damit das messianische Reich anbrechen werde, und diese Ueberzeugung theilten gewiß viele seiner Zeitgenossen, aber die Entwicklung hat sich von diesem Höhepunkte rückwärts gewendet. Das Judenthum befand sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in einer geistigen Isolierung, die es in Gefahr brachte, ganz in Barbarei zu verfallen. So war denn eine Annäherung an die Welt ein nothwendiger Theil der Mission Israels. Nun dieser Zweck erfüllt ist, muß sich Israel auf sich selbst besinnen, und das ist trotz seiner vielen Irrthümer, die Mission des Zionismus."

„Erlauben Sie mir, Herr Doktor, die Frage," fiel Sender mit schlecht unterdrückter Heftigkeit ein, „wie ein orthodoxer Jude, wenn er kein Heuchler ist, in dem Zionismus Irrthum sehen kann, während er täglich um die Zurückführung in das Land seiner Väter betet?"

„Sehr einfach," war die Antwort. „Ebenso wie man zu Gott um materielle Wohlfahrt beten kann, ohne sie durch Diebstahl oder durch andere unlautere Mittel erlangen zu wollen. So wie ich aus voller Ueberzeugung sagen kann, ich wolle lieber in Armuth sterben, als Reichthümer am Spieltisch erwerben, so will ich das Judenthum lieber in ewiger Knechtschaft als religionslos sehen."

„Es ist doch eigenthümlich," bemerkte der Finanzrath, „daß die konservative wie die liberale Richtung zu dem gleichen Resultate kommen. Die eine will von dem Zionismus nichts wissen, weil er das Judenthum zerstöre, und die andere wirft ihm vor, daß er es erhalte. Da man heutzutage nicht gut vom Manna leben kann, weiß ich nicht, wie ein Staat ohne Steuern existiren kann, und da wieder zum Zwecke der Steuererhebung eine Industrie nothwendig ist, kann ich nicht einsehen, wie eine Zuckerfabrik vom Sonnenuntergang am Freitag bis zum Sonnenuntergang am Samstag den Betrieb einstellen könnte. Ist nun der Staat mit dieser Religion nicht möglich, und ohne diese Religion nicht wünschenswerth, dann sagt der Liberale wie der Orthodoxe: Gebt euere Individualität auf!"

„Karl, Karl!“ rief der Oberbaurath lachend: „Wo Alles liebt, kannst Du am Ende auch nicht ewig hassen. Ein Bischen Religion der Liebe, die einen im Grunde wenig geniert und nicht einmal an einem gesunden Hasse gegen seine Feinde hindert, und Du bist Regierunsrath! Mir hat der Oberpräsident, der nicht weiß, daß wir Brüder sind, erst neulich gesagt, daß er eine bewährte Kraft wie Dich gerne in die Provinzialregierung berufen würde und aufrichtig bedauere, daß er bei der jetzigen Stimmung es nicht thun könne.“

„Zu spät, lieber Julius!“ antwortete der Angeredete. „Als ich gerade zum Assessor ernannt wurde, kam ein Schadchen zu mir, den ich mit den Worten abwies: „Kommen Sie einmal in zehn Jahren wieder!“ Der Mann war nicht aus der Fassung zu bringen. „Hören Sie, Herr Assessor,“ sagte er, „Chassene haben is ä Narrischkeit. Wenn Sie es thun jungerheit, haben Sie noch eine Entschuldigung, Sie haben es nicht besser verstanden.“ So geht es mit anderen Dingen auch. Erstens ist da jemand“ — er wies bei diesen Worten auf seine Frau — „der ein absolutes Veto einlegt, und zweitens will es nicht bei mir aus einem Grunde, den ich selbst nicht angeben kann, denn an Jona's Walfisch glaube ich ebensowenig wie Du an Jesu Himmelfahrt.“

„Mir ist auch schon, als ich Gymnasiast war, die Himmelfahrt des Propheten Elias als eine sehr kühne Entdeckungsreise erschienen,“ bemerkte Sender, „und als Mediziner halte ich die Reise auf einem feurigen Wagen, es wäre denn, daß einer Asbestbeinkleider anhätte, für ein sehr gesundheitsschädliches Unternehmen. Was meinst Du, Emil?“ wandte er sich an seinen Schwager, während die Anderen herzlich lachten.

„Ich meine,“ erwiderte der Angeredete, „daß Du nicht vergessen solltest, in welcher Gesellschaft Du Dich befindest.“

„Ich bitte um Entschuldigung!“ sagte Sender zu Steinbach gewendet. „Ich vergaß daran wirklich im Augenblicke. Mein Judenthum, wollte ich sagen, ist jüdisches Volksthum.“

„Und für mich,“ erwiderte dieser, „ist jüdisches Volksthum identisch mit jüdischer Religion.“

„Und Sie, Herr Dr. Pulsnitz?“ fragte Großer.

„Mein Judenthum,“ erwiderte dieser feierlich, „ist jüdisches Selbstbewußtsein. So lange es irgendwo einen Menschen giebt, der verfolgt und bedrückt wird, weil er an die Himmelfahrt des Propheten Elias glaubt, oder weil seine Vorfahren daran geglaubt haben, so lange halte ich es für ehrlos, mir einen Jahresgehalt, eine soziale Stellung oder irgend eine Vergünstigung durch Vorgeben des Glaubens an Jesu Himmelfahrt zu erkaufen. So lange es einen armen Menschen giebt, der sich an mich wenden muß, weil ihm die Bekenner der sogenannten Religion der Liebe im buchstäblichen Sinne Steine statt des Brodes geben, das heißt ihm Steine nachwerfen, wenn er seinem kümmerlichen Erwerbe als Hausierer nachgeht, halte ich es für meine Menschenpflicht, seine Hand zu ergreifen und ihm zuzurufen: Du leidest unschuldig, aber du leidest für das Heil der Welt, wie der Prophet Jesaias schon gesagt hat. Ich will, ich muß mit dir leiden und darf mich nicht feige ans Ufer retten, während du mit den Wellen ringst.“ (Fortsetzung folgt.)